Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

für Anhalt und Thüringen.

1917 Nr. 421 — Jahrgang 210

Bezugspreis für Halle u. Vororte 3.25 Mk. Durch die Post bezogen 3.50 Mk. für das Vierteljahr, monatlich 1.20 Mk. Die Hallesche Zeitung erscheint wöchentlich dreizehnmal. — Gratis-Beilagen: Illustrierter Courier (tägl. Zeitungsbeil.), Sch. Unterhaltungsblatt (Sonntagsbeil.), Landw. Mitteilungen, Illustr. Modenbeilage, Sächsische Provinzialblätter, Kinderbeilage (für die junge Welt)

Zweite Ausgabe

Anzeigengebühren für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 30 Pfennig. Reklamen am Schluß des redaktionellen Teils die Zeile 100 Pfennig. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle in Halle (Saale) und bei allen bekannten Annoncen-Expeditionen. Postscheckkonto: Leipzig Nr. 20512

Geschäftsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62. Fernruf 7501 (während der Geschäftsstunden). Nach Geschäftsschluß: Schriftleitung 5610, Geschäftsstelle 5608 und 5609. Hauptschriftleiter: Dr. Simon, Halle

Sonntag, 19. August 1917

Geschäftsstelle in Berlin und Berliner Schriftleitung: Bernburger Straße 30. — Fernruf Amt Kurfürst Nr. 629. Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale)

Artilleriekämpfe an der Westfront

Die Kampflage an den Fronten

Berlin, 18. August. In Flandern konnten sich die Engländer am 17. August nach dem schweren Niederbruch des großen Angriffes vom 16. August zu einer Erneuerung des Angriffes trotz Karster Sicht nicht aufraffen. Sie beschränkten sich auf Teilvorstöße beiderseits der Bahn Boesinghe-Staden. Auf beschränktem Raume entfalteten sie außerordentlich starke Kräfte, die mehrfach verlustreich vorwarfen, schließlich nach lang andauernden Kämpfen von großer Wildheit am späten Abend sich in den Besitz der Trümmerstätte von Langemarck zu setzen vermochten.

An der Küste hielt das starke Feuer an. Auf der übrigen Front keine besonderen Ereignisse. Die beiderseitige Fliegertätigkeit war auch in der Nacht rege. Wir belegten die Bahnhöfe und Lager zwischen Ypern und Poeringhe sowie das Munitionsdepot bei Wattelot erfolgreich mit Bomben.

Ein beabsichtigter englischer Angriff nördlich und westlich Lens kam im deutschen Vernichtungsfeuer nicht zur Durchführung, der Kalkbruch am Feldweg Hulluch—Lens und die südlich anschließenden Gräben wurden von den Deutschen im heftigen Angriff genommen Gefangene und Beute blieben in deutscher Hand. Englische Vorstöße in der Nacht vom 17. zum 18. westlich und nördlich Lens scheiterten verlustreich.

An der Aisnefront und in der Champagne lebhaftes Artilleriefeuer. Die im Eifelturm gemeldeten Kämpfe auf dem Winterberg haben nicht stattgefunden. Ein deutscher Stoßtrupp holte westlich Vandesincourt Gefangene aus den französischen Gräben.

An der Verdun-Front geht die Artilleriesschlacht mit unverminderter Heftigkeit fort. Durch die gesteigerte deutsche Abwehrwirkung erleiden die französischen Truppen große Verluste. In den französischen Gräben und Artilleriestellungen wurden an zahlreichen Stellen Explosionsbrände beobachtet. Um 9 Uhr 30 abends kam es am Caurierswald zu Kämpfen vor den deutschen Linien. Die Fliegertätigkeit ist außerordentlich rege. Bei Fort Roselier wurden zwei französische Fesselballons brennend zum Absturz gebracht. In Thiaucourt töteten die Franzosen durch Artilleriefeuer ein Mädchen und verwundeten fünf Zivilisten.

An der Ostfront erlahmten die russisch-rumänischen Gegenangriffe südlich des Oitoz. Auch nördlich von Pancin brachen feindliche Vorstöße im Abwehrfeuer zusammen. Die Verbündeten sind im Vorschreiten. Nördlich Grozesci bei Fundeni am unteren Seretb lebte die Artillerietätigkeit zeitweise zu größerer Lebhaftigkeit auf.

Ein Angriff badischer Truppen vor Verdun am 16. August 1917

Berlin, 18. August. An einem Eckpfeiler der berüchtigten Festung Verdun brachte uns der Franzose mit einem Angriff gegen unsere zu Beginn des Jahres erfochtene Höhenstellung. Es galt ihm zuvorzukommen. Deshalb griffen ungeachtet der bedeutenden französischen Vorbereitungen und der starken Artillerie, die der Feind hier zusammengezogen hatte, und schon seit dem 11. August hier wirken ließ, am Abend des 16. August oft bewährte badische Truppen unerwartet und mit glänzendem Erfolge die feindlichen Linien am Caurierswalde an.

Dazu wurde alles genau vorbereitet, Mörser-Batterien und Feldbatterien wurden unter großen Schwierigkeiten in Stellung gebracht. Die Kolonnen hatten volle Arbeit, um auf den teilweise sehr schlechten Zufahrtsstraßen die erforderliche Munition heranzubringen. Die Sturmtrupps lagen 48 Stunden sprungbereit in den Gräben und im Vorgelände, der richtige Augenblick mußte abgepaßt werden. Mit Ungeduld warteten die Braven auf die entscheidende Stunde und ihre Anfrage zuvor, ob es denn noch nicht bald losgehe, zeugte von ihrer ausgezeichneten Stimmung und frischer Angriffslust. — Endlich kam der ersehnte Augenblick. Nach einer heftigen Feuervorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer brangen am 16. August abends 8 Uhr vier Wellen zum Sturm vor. Mit außerordentlicher Gewandtheit arbeiteten sie sich in kürzester Zeit durch wüste Trichterfelder und verfetzte Drahtverhaue an die feindliche Stellung heran. Bald war auf der ganzen Angriffsfront das Ziel erreicht. Die gesamte feindliche erste Stellung, die aus mehreren Linien bestand, war überrannt. Unsere Sturmtrupps hatten den Auftrag, aufzuräumen und zu zerstören, was sie nicht zurücklassen konnten. Diesen Befehl haben sie gründlich befolgt. Mit Kampfesfreude und Mannesmut drangen sie bis zur dritten Linie auf den überraschten Feind ein, dem keine andere Wahl blieb, als sich zu ergeben oder unter den deutschen Bajonetten zu sterben. Auf einer Breite von 2 Kilometern und einer Tiefe von 400 Metern wurden 41 starke Unterstände, 37 schwere und mittlere Minenwerfer, ein Handgranatendepot und ein Munitionslager in die Luft gesprengt. Nicht wurde verschont, was dem Feinde irgendwie nützlich sein konnte.

Auf französischer Seite war man anscheinend zunächst im Unklaren über die neugeschaffene Lage, erst gegen Morgen setzte die Gegenwirkung der französischen Artillerie ein. Später fühlten unter dem Schutze des Nebels Patrouillen gegen den eroberten Kampfgraben vor, aber zu Gegenangriffen konnten sie sich nach dem schweren Schlage nicht aufraffen.

Das ganze Unternehmen war von außerordentlichem Schneid getragen und brachte bis jetzt 12 Offiziere und rund 700 Gefangene ein. 13 Minenwerfer, 9 Maschinengewehre und 40 Schnellladegewehre, außerdem zahlreiches anderes Kriegsmaterial wurden dabei erbeutet. Die blutigen Verluste des Feindes sind erheblich. Alle beteiligten Truppen haben sich hervorragend ausgezeichnet und ihre besten Kräfte in den Dienst der Sache gestellt. Infanterie und Pioniere durch ihr strammes Vorgehen, Artillerie und Minenwerfer durch das gutliegende Feuer, von dem selbst die gefangenen Franzosen ausnahmslos mit Bewunderung sprechen. Flieger und Nachrichtentruppen durch gewissenhafte Beobachtung und prompte zuverlässige Meldungen. Der Erkundungsvorstoß hat somit in glänzender Weise seinen vollen Zweck erreicht. Die reiche Beute, die unsere tapferen Truppen zurückgebracht haben, zeugt von der Größe der Erfolge, an der Führung und Truppe gleichen Anteil haben.

Abendbericht des Großen Hauptquartiers

Berlin, 18. Aug., abends. (Amtlich.) Artilleriekämpfe in Flandern, im Artois und an der Aisne und bei Verdun.

Vom Osten nichts neues.

Der österreichische Generalstabsbericht

Wien, 18. August. Amtlich wird verlautbart:

Oestlicher Kriegsschauplatz

Keine besonderen Ereignisse.

Seit dem 19. Juli, dem Tage des Sieges bei Zborow, sind von den Verbündeten an der Ostfront 655 Offiziere und 41 300 Mann als Gefangene eingebracht worden. Die Beute beträgt 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer, 50 000 Gewehre, reiche Munitionsmassen, 25 000 Gasmasken, 14 Panzerkraftwagen, 15 Lastkraftwagen, 2 Panzerzüge, 6 beladene Eisenbahnzüge, 26 Lokomotiven, 218 Eisenbahnwagen, mehrere Flugzeuge und beträchtliche Lebensmittelvorräte.

Italienischer Kriegsschauplatz

Gestern Mittag sind an der Isonzofront schwere Artilleriekämpfe entbrannt, die sich seit heute morgen auf dem ganzen Raume zwischen dem Mrzli Berg und dem Meere erstrecken. Das Feuer der italienischen Geschütze und Minenwerfermassen greift weit über unsere Schützenlinie hinaus. Unsere Batterien antworten und wirken gegen die Truppenansammlungen hinter der italienischen Front. In Kärnten und an der Tiroler Grenze keine besonderen Ereignisse.

Balkan-Kriegsschauplatz

Nichts neues.

Der Chef des Generalstabes.

Ein Ehrentag unserer Flieger

Berlin, 18. August. Der 16. August war ein Ehrentag unserer Kämpfer auf der Erde wie unserer Kämpfer in der Luft. Als die Engländer nach beispiellosem Trommelfeuer um 6 Uhr 30 Min. zum Sturm ansetzten, erschienen, wie mit einem Schlager gewaltige Mengen feindlicher Flieger über Infanterie- und Artilleriestellungen. Zu gleicher Zeit warfen englische Flugzeuge einzeln und in Geschwadern Sprengmassen auf unsere vermuteten Kommandostellen und unsere Fliegerhefen. Aber nur wenige Minuten konnten unsere Gegner ungehindert den Vorteil ausnützen, den die bisherige Fortsetzung der Angriffszeit dem Angreifer bietet, dann warfen sich unsere Jagdflieger, allen voran Rittmeister Freiherr von Richthofen, an der Spitze einer sieggewohnten Schar den feindlichen Fliegern mit unwiderstehlichem Schneid entgegen. In unaufhörlichen Luftkämpfen drängten sie die Gegner an und über die Front zurück. Rittmeister Freiherr von Richthofen errang seinen 58. Sieg. Unter dem Schutze unserer Jagdstaffeln konnte unsere Infanterie und Artillerie ihre Aufgaben mit Erfolg durchführen. Sie stellte sofort fest, an unsere Infanterie ihre Stellungen behauptet hatte und wo es dem Gegner gelungen war, einzudringen. Die Beobachtungsflieger erkannten gleichzeitig die Aufstellung der feindlichen Reserven. Auf Grund ihrer Meldungen traf unsere Führung ihre Maßnahmen. Als kurz darauf die Gegenangriffe unserer Stoßtrupps bezw. Divisionen einsetzten, flogen unsere Schlachtflieger allen voran bis auf niedrige Höhen heruntergehend, überschütteten sie den Gegner mit Bomben und mit Maschinengewehrfeuer. Die Infanterie gab die wiedergewonnenen Linien dem Flieger sofort zu erkennen, der sie drahtlos und durch Signal den rückwärtigen Befehlsstellen meldete. Die Fernerkundungs- und Bombengeschwader unternahmen während des ganzen Tages prachtvolle Bombenangriffe auf feindliche Artilleriestellungen und Truppenansammlungen. Als der Großkampftag seinem Ende zuneigte, war die Wucht des Angriffes auf der Erde gebrochen und unsere Ueberlegenheit in der Luft gesichert. An diesem schönen Erfolg haben unsere Flieger ihren vollen Anteil.

Die Unruhen in Spanien

Nach den neuesten aus Spanien vorliegenden Meldungen drohen die Unruhen im Lande, namentlich in der seit jeher aufsässigen Provinz Catalonien, aber auch in Asturien und anderen Gebieten, einen immer ernsteren Charakter zu gewinnen. Die Regierung in Madrid scheint sich nun allerdings des Ernstes der Situation und ihrer weitreichenden Folgemöglichkeiten im vollen Umfange bewußt zu sein; wenigstens hat sie Auftrag gegeben, den Aufstandsversuchen allerorts mit Entschiedenheit entgegenzutreten, und es steht zu hoffen, daß es ihr auch gelingen wird, Herr der Lage zu bleiben.

Wo der eigentliche Herd dieser Unruhen zu suchen ist, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Schon seit Beginn des Krieges war es für England und Frankreich ein peinliches Gefühl, auf ihrer rechten Flanke ein Staatswesen zu wissen, das nicht nur entschlossen schien, die seit Kriegsausbruch verkündete strenge Neutralität gewissenhaft innezuhalten, sondern daß auch mit beiden Mächten eine alte Rechnung zu begleichen hatte und deshalb mit mehr oder minder großer Berechtigung dauernd als ein ungewisser Faktor in ihrer Kriegsrechnung angesprochen werden mußte. Was lag deshalb für England und Frankreich näher, als der Wunsch, den unbequemen und von ihrem Standpunkt aus unsicheren Kantonisten im eigenen Lande zu beschäftigen, ja, ihn darüber hinaus vielleicht sogar für die Zwecke des Vierverbandes gefügig zu machen. Denn je mehr sich der Krieg in die Länge zog, und je stärker sich namentlich die französischen Reserven erschöpften, um so dringender wurde auf Seiten der Westmächte das Bedürfnis nach einer militärischen Entlastung, und zwar nach einer Unterstützung, die nicht, wie die amerikanische, zunächst nur auf dem Papiere stand, sondern die sofort mit einer leidlich modernen und schlagkräftigen Armee in den Völkerkampf einzugreifen vermochte.

Seit langer Zeit sehen wir deshalb die Entente am Werke, mit Hilfe des in Griechenland so erfolgreich erprobten Systems auch Spanien zum Anschluß an Frankreich und England zu zwingen. Dabei liegen hier die Verhältnisse zu dem Vielverband insofern noch günstiger, als die spanische Regierung ohnehin mit einer revolutionär durchseuchten Arbeiterklasse zu rechnen hat, die durch das überall rollende englische Gold und auch den Schlagwörterschatz der Demokratie in ihrer Staatstreue natürlich nicht gefördert wird. Es erwächst hier deshalb der Regierung in Madrid ein überaus ernstes Problem, das ihre volle Aufmerksamkeit und Energie erfordert, und dessen Behandlung um so schwieriger ist, als die Entente andererseits durch wirtschaftliche Erpressungsmaßnahmen in der Lage ist, auf die Regierung einschüchternd zu wirken.

In der Tat hat denn auch das Vorgehen Englands und Frankreichs bereits insofern einen nicht unwesentlichen Erfolg zu verzeichnen, als das spanische Kabinett sich gezwungen gesehen hat, durch seinen U-Bootserlaß vom 29. Juli die bisher beobachtete streng neutrale Haltung einer Einschränkung zu unsern Ungunsten zu unterziehen. Damit ist der erste Schritt auf einer abschlüssigen Bahn getan, und König Alfons, wie Ministerpräsident Dato werden alle Mühe haben, ihre Politik der Wirkung des Gesetzes der schiefen Ebene zu entziehen. Daß sie an sich keinerlei Neigung verspüren, ihr wirtschaftlich ohnedies schwaches Land in die Abenteuer eines aussichtslosen Krieges zu stürzen und es — abgesehen von allen Blutopfern — nach Italiens Muster in dauernde finanzielle Abhängigkeit von England-Amerika zu bringen, darf ohne weiteres als sicher angenommen werden; aber England ist in der Verfolgung seiner Ziele ein gefährlicher und rücksichtsloser Gegner, und es findet leider im Lande selber einen brauchbaren Hebel, mit dessen Hilfe es unter Umständen den Thron, die Regierung und die spanische Neutralität aus den Angeln zu heben vermag.

Die Beratungen im Hauptausschuß

Berlin, 18. Aug. Die Wahl eines neuen Vorsitzenden im Hauptausschuß des Reichstages wird erst in einer späteren Sitzung vorgenommen werden. Der Hauptausschuß wird sich sofort nach Eröffnung der Erörterung der politischen Lage zuwenden. Die äußere Politik wird sowohl nach der allgemeinen politischen wie nach der militärischen Seite erörtert werden. Was die innere Politik anlangt, so werde nicht nur die Bildung der neuen Regierung, sondern auch die Fragen der Lebensmittelorganisation, die Kohlenfragen und dergleichen besprochen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191708192-19/fragment/page=0001

Deutsche Kulturarbeit in Polen

3. Deutsche, russische und polnische Justiz

Mit demselben Verständnis und der gleichen Hingabe, mit der unsere in Polen tätigen deutschen Juristen die Organisation des Gerichtswesens durchgeführt haben, leisten sie auch praktische juristische Arbeit. Zwischen der russischen und der deutschen Justiz besteht ein gewaltiger Unterschied. Dieses Eindrucks können sich auch die polnischen Juristen nicht erwehren, auf die die deutsche Justiz zweifellos erzieherisch einwirken muß, wenn sie gerecht und mit Verständnis zu urteilen gewillt sind. Allerdings muß man dabei in Betracht ziehen, daß die in Polen lebenden akademisch gebildeten Rechtsanwälte durchweg russische Universitäten besucht und ihre praktische Routine bei russischen Gerichten erworben haben. Ihr juristisches Denken ist daher noch vielfach von der russischen Justiz geistig beeinflußt, und es wird für sie noch geraume Zeit der Beschäftigung mit fremden, besonders deutschen juraistischen Vorbildern bedürfen, ehe sie gute polnische Juristen geworden sind.

Die russische Justiz war im großen und ganzen nicht gut. In Polen war sie deshalb verhaßt, weil sie in ganz unangemessener Weise sich nicht darauf beschränkte, der Gerechtigkeit zu dienen und das Recht zu verwirklichen, sondern gleichzeitig bestrebt war, zu russifizieren und für das Russentum etwa die orthodoxe russische Kirche Propaganda zu machen. Unparteilichkeit, die oberste Richtschnur jeder guten Rechtsprechung, war der russischen Justiz gänzlich unbekannt. Von dieser schamlosen Rechtsauffassung legten besonders die politischen Prozesse ein eignartiges Zeugnis ab. Aber auch in den Zivilprozessen wurde das Interesse des russischen Fiskus und der russischen Staatskirche unter gewissenloser Beugung des Rechts oft einseitig gewahrt. Dem russischen Richter fehlte ferner neben dem nötigen Fleiß und Berufseifer die methodische Schulung, die Reinigung und Gewohnheit, die juristischen Begriffe scharf durchzudenken. Die russischen Gesetze waren unklar und mit Ausführungsbestimmungen berartig überwuchert, daß niemand die Gesetze ordentlich zu verstehen und auszuleben vermochte. Die unteren Gerichtsorgane waren von einer widerwärtigen Bestechlichkeit. Durch Trinkgelder, sogenannte „Wapuffka", konnte man leicht erreichen, daß die Akten am Termintage verlegt waren und der Prozeß vertagt werden mußte. Auf der Zustellungsurkunde wurde gegen Bestechung bescheinigt, daß der Adressat ins Ausland verreist war. Dadurch erreichte man wieder Vertagung. Die Gerichte arbeiteten schleppend und langsam. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein einfacher Zivilprozeß in erster Instanz über Jahre und mehr in Anspruch nahm. Bei kleineren Strafen, z. B. drei Tagen Gefängnis, bescheinigte der bestechliche Beamte die Abfügung, ohne daß der Verurteilte seine Strafe abgebüßt hatte.

Das ist natürlich unter deutscher Verwaltung erheblich anders geworden. Da aber das Justizwesen unter angemessenen Kautelen zum Schutze des Deutschtums und der deutschen Interessen am 1. September in die Hände des polnischen Staatsrates gelegt werden soll, und die Menschen, die die Justiz später in Polen verwalten sollen, eine große Rolle spielen, ist es nötig, noch einige Worte über die polnischen Juristen zu sagen.

In Polen gibt es heute nur polnische Rechtsanwälte. Den Polen war zur Russenzeit das Richteramt versagt. Diese „vereidigten Advokaten", nicht zu verwechseln mit den nicht akademisch gebildeten „Privatadvokaten", werden im Polen der Zukunft eine ungeheuer wichtige Rolle spielen. Die Russen hatten den polnischen Anwalt dem russischen Richter gegenüber in eine soziale Stellung zweiter Ordnung zurückgedrängt. Der polnische Anwalt, wegen der großen Konkurrenz wirtschaftlich in schlechter Lage, stand sich schlecht mit den russischen Richtern und Vorverfügungsbeamten. Es gab viel Streit um die Sprachenfrage. Er litt auch unter politischer Verfolgung. Nach Besuch der Universität hieß sich der junge polnische Rechtspraktikant als Anwaltshelfer eintragen, zahlte eine gewisse Jahresabgabe, um bei niederen und höheren Gerichten als Anwalt auftreten zu können, und fing eine eigene Praxis an. Er wurde ohne genügende Vorbildung sofort aufs Publikum losgelassen. Eine systematische, straff methodische Vorbildung, wie sie unsere Referendare genießen, konnte er nicht. Dafür aber wurde er, ob er Neigung dazu verspürte oder nicht, sofort in den politischen Kampf gedrängt, und das ist der Grund, warum die polnischen Advokaten so viel politisieren und für alle politischen Angelegenheiten so ungeheueres Interesse bezeigen. Bedenkt man, daß im neuen Polenstaate nicht nur sämtliche hohen Richterstellen, sondern auch die sonstigen oberen Beamtenstellen, die mit Juristen zu besetzen sind, den Rechtsanwälten als den Vertretern des Juristenstandes in Polen zufallen werden, und daß damit diesem Stande eine ungeheuere Macht in die Hände gegeben wird, so läßt sich bei der Eigenart des polnischen Nationalcharakters und des Werdegangs dieser Persönlichkeiten nicht verkennen, daß hier die Wurzel nicht nur zum Guten, sondern auch zu vielem Bösen liegen kann. Das beweist das Beispiel fremder Staaten, besonders der sogenannten westlichen Demokraten, wo die Advokaten als Politiker in Parlamenten und auf Ministersesseln ihrem Lande und der Welt vor und während des Weltkrieges ganz unermeßlichen Schaden zugefügt haben. E. B.

Französischer Heeresbericht

vom 17. August nachmittags: In Belgien scheiterte ein Angriff der Deutschen auf unsere neuen Stellungen beiderseits des Steenbaches völlig. Mit Einbruch der Dunkelheit warf gestern der Feind nach heftiger Beschießung unserer Stellungen zwischen der Mühle von Vauxclerc und der Hochfläche von Kalifornien auf einer Front von mehr als 2 Kilometer kräftige Angriffe vor. Von unserem Artillerie- und Infanteriefeuer zurückgeworfen, konnte er nirgends unsere Linien erreichen. Heftige Vorstöße auf unsere jüngst gewonnenen Stellungen östlich von Cerny hatten denselben blutigen Mißerfolg. Es bestätigt sich, daß die deutschen Verluste im Laufe der Operationen am 13. und 15. August in der Gegend der Hochfläche von Craonne besonders schwer waren.

Englischer Heeresbericht

Vom 17. August abends: Die Lage an der Ypernfront ist unverändert. Die Verbündeten haben 24 Geschütze erbeutet.

Stimmung der englischen Arbeiterschaft

Die als „Soziale Unruhe" bezeichnete Bewegung nimmt zu. Die amtlichen Berichte über die Ursache dieser Bewegung weisen in erster Linie auf die schwierige Ernährungsfrage hin. Am 26. Juli 1917 erklärte der englische Nahrungsmittel-diktator, daß die Löhne in vielen Fällen gar nicht oder nur um 15—20 Prozent im Vergleich zu der Zeit vor dem Kriege gestiegen seien, während die Kaufkraft des Geldes sich um mehr als die Hälfte verringert habe. Arbeiterversammlungen, welche sich für einen unmittelbaren und ehrenvollen Frieden erklären, nehmen, soweit sie nicht verboten werden, zu.

Die Abhilfemaßnahmen der englischen Regierung zeigen weitere Fehlschläge. Die Beschränkung der Holzeinfuhr zur Ersparnis von Frachtraum geriet eine bedrohliche Holzknappheit. Die Textilindustrie beklagt den ihr fehlenden Frachtraum als die Ursache der außergewöhnlichen Krisis. Die verschiedensten Industrien verlangen eine Zuweisung von Schiffsraum, welchen die englische Regierung jedoch wegen anderweitiger Bedürfnisse nicht gewährleisten kann. In Schiffsbaukreisen hat die Ankündigung, daß demnächst das erste Standardschiff fahrbereit sein werde, enttäuscht, da nur von einem einzigen solcher Fahrzeuge vorläufig die Rede ist und noch dazu nähere Angaben über dasselbe fehlen. Die Hoffnungen auf den amerikanischen Schiffsraum haben beträchtlich abgenommen. „Es wäre Wahnsinn, in der nahen Zukunft auf einen erheblichen Schiffsraum von der anderen Seite des Atlantiks zu rechnen", so schreibt eine angesehene englische Zeitung.

Die Friedensnote des Papstes

Bern, 18. Aug. Zu der Note des Papstes schreibt „Corriere della Sera":

Im wesentlichen sage der Papst, daß er an einen Verständigungsweg, selbst für die heikelsten Fragen, glaube. Die Kriegführenden müssen ihn finden. Der Papst denke also an eine Konferenz, auf die man aber nicht gehen könne, ohne daß zuvor die Grenzen und Unterlagen der Besprechungen genau geklärt seien. Auch müßte man sicher sein, daß hinter den Angeboten von Zugeständnissen seitens der Feinde nicht Ansprüche verborgen blieben und daß die Zugeständnisse selbst den Forderungen jener Länder genügen, die für die volle Wiederherstellung ihrer Nationalität und für die Sicherheit ihrer Zukunft kämpfen. Es gäbe daher nur einen Weg, nämlich im voraus die Bürgschaften anzugeben, die die Beteiligung an der Konferenz ermöglichen würden. Gerade diese Angaben aber fehlten in der Note des Papstes. Aehnlich äußert sich „Giornale d'Italia", das erklärt, es genüge nicht, von einem gerechten und dauerhaften Frieden zu sprechen. Das wesentliche sei, zu sehen, ob und wie die Anregung des Papstes verwirklicht werden könnte. Die „Tribuna" meint, man dürfe nicht verkennen, daß trotz eines gewissen Entgegenkommens gegenüber den Mittelmächten der Vorschlag des Papstes den Mittelmächten nicht günstiger sei. Der Papst gehe offenbar von dem Gedanken aus, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn an Frankreich und Italien Zugeständnisse nationalen Charakters machen müßten.

Bern, 18. Aug. „Depeche de Lyon" meldet aus Paris: Die alliierten diplomatischen Kreise seien bezüglich des Ergebnisses des päpstlichen Vorgehens skeptisch. Man hebe die Schwierigkeiten hervor, daß gerade in dem Augenblick, wo die Vereinigten Staaten die größten Kriegsanstrengungen organisierten, die Alliierten dem Vorschlage zustimmen könnten, in dem sich zweifellos eine starke Beeinflussung durch die Mittelmächte kennzeichne.

Der Reichskanzler wird sich zur päpstlichen Kundgebung äußern

Berlin, 18. August. Die „Nordd. Allgem. Ztg." schreibt: In der für den nächsten Dienstag anberaumten Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages wird der Reichskanzler das Wort nehmen und sich auch, wie wir hören, zu der Kundgebung des Papstes äußern.

Weiter meldet das Blatt: Staatssekretär von Kühlmann hat eine für nächste Woche geplante Reise nach München verschoben.

Die päpstliche Friedensnote Kaiser Karl überreicht

Wien, 18. Aug. Der „N. Fr. Pr." zufolge ist die Friedensnote des Papstes dem Kaiser heute vom Nuntius überreicht worden.

Oesterreich und die Friedensnote

Wien, 18. August. Die „Wiener Allgemeine Zeitung" erklärt mit Bezug auf die Friedensnote des Papstes: Wir müssen mit aller Entschiedenheit darauf hinweisen, daß der Standpunkt der Monarchie gegenüber den italienischen Begehrlichkeiten auf unser Territorium nach wie vor ein unverrückter und unerschütterter ist. Er läßt sich in dem kurzen Satz zusammenfassen: Wir treten läßt sich in dem kurzen Satz zusammenfassen: Wir treten

Die unverschämten Forderungen Amerikas

Amsterdam, 18. Aug. Die amerikanischen Pressestimmen, die Reuter verbreitet, sind alle auf einen Ton bedingter Ablehnung gestimmt. Es genügt zur Kennzeichnung derselben die „Philadelphia Inquiron" anzuführen:

„Friedensangebote, welche die Alliierten ernstlich erwägen könnten, müßten aus Berlin kommen und die Beseitigung der Autokratie der Hohenzollern enthalten."

Balfour über die Kriegslage

London, 17. Aug. (Reuter.) Im Unterhause fragte ein Abgeordneter, welche Fortschritte infolge der letzten Konferenz der Alliierten erzielt worden seien. Er beschäftigte sich dann im allgemeinen mit der Kriegslage und erklärte, daß dem Balkan mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden müsse. In seiner Erwiderung zollte Balfour den Truppen an der Salonikifront hohes Lob. Balfour stimmte zu, daß es von großer Wichtigkeit sei, die deutschen Pläne, sich auf dem Wege über Oesterreich auf dem Balkan, in Kleinasien, sowie bis zum Persischen Golf und darüber hinaus auszudehnen, zu vereiteln. Er hege dagegen das vollste Vertrauen, daß der Ausgang des Krieges diesen ehrgeizigen Plänen einen Mißerfolg bereiten werde. Hinsichtlich Serbiens hätten die Reden Lloyd Georges und Robert Cecils die Ansichten der Regierung wiedergegeben. Er blicke in die Zukunft mit der Hoffnung und im Vertrauen auf die Wiederherstellung des serbischen Königreiches. (Beifall.) Auf den Vorwurf, daß der Balkan ungenügende Aufmerksamkeit erfahre, erklärte Balfour, er hege das Vertrauen, daß man an dieser Front erfolgreiche Unternehmungen sehen werde, aber die Schwierigkeiten seien sehr groß, und er halte es für sehr unwahrscheinlich, daß man in nächster Zukunft irgend welche Operationen an dieser Front erwarten könne, wie sie jetzt in Frankreich und möglicherweise anderswo im Gange seien. Balfour schloß: Davies ersuchte mich, dem Hause zu versichern, daß alle Anstrengungen gemacht werden, die Landtransporte an die Salonikifront zu vermehren und den Schiffsraum zu entlasten. Ich kann ihm versichern, daß diese Angelegenheit der Aufmerksamkeit der verbündeten Regierungen nicht entgangen ist. Balfour beschäftigte sich darauf ausführlich mit der Kritik, die an der diplomatischen Methode Englands geübt werde und mit der Anregung, daß nach dem Muster ähnlicher Ausschüsse in den auswärtigen Parlamenten ein Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten gewählt werden solle. Er verteidigte die Leistungen des bestehenden Systems und betonte, daß es zur Aufrechterhaltung guter internationaler Beziehungen mit den Freunden Englands und den Neutralen geführt habe.

Der Streik auf den Mittellandbahnen

Bern, 18. Aug. „Progrès de Lyon" meldet aus Buenos Aires: Der Streik auf den Mittellandbahnen und die anschließenden Ausstände nehmen aufrührerischen Charakter an. Die Regierung sandte drei Regimenter nach Rosius ab. Es verlautet, daß der Präsident den Vermittlungsversuch aufgabe.

Michelet †

Bern, 18. Aug. „Petit Parisien" meldet aus Lyon, daß der Divisionsgeneral Michelet gestern an den Folgen seiner am 8. August vor Verdun erlittenen Verwundung gestorben ist.

Der Gipfel französischer Entstellung und Verdrehung

Berlin, 18. August. Französische amtliche Berichte verbreiten die unerhörte Behauptung, daß die Kathedrale von St. Quentin ein Opfer deutscher Brandstiftung geworden sei. Am 16. August meldete der deutsche Heeresbericht, daß 3000 Schuß auf St. Quentin fielen, wobei das Pfarrhaus und hierauf die Kathedrale in Brand geraten seien. Am 7. April 1917, also volle vier Monate, lag St. Quentin unter dem Feuer der französischen und englischen Artillerie aller Kaliber. Schon am 9. April erhielt die Kathedrale mehrere Treffer. Es schießungen durch fünf Volltreffer und bis Mitte August belegte sich die Zahl der Volltreffer auf die Kathedrale auf über 300. Das Justizpalast, die Kirche St. Martin und St. Eloi, Lyceum, Zeughaus, Post, Börse, Theater und die Bank von Frankreich wurden ebenfalls von hunderten von Granaten getroffen. Im ganzen feuerten Franzosen und Engländer etwa 8000 Schuß auf St. Quentin, und dem schweren Bombardement vom 15. August fiel die zur Ruine geschossene Kathedrale endlich zum Opfer.

In einer Reihe von Photographien sind die Zerstörungen, die St. Quentin und die Kathedrale erlitten hat, festgestellt. Es existieren selbst Filmaufnahmen, an denen man deutlich die Einschläge feindlicher Granaten ersehen kann. Die Einschläge lassen deutlich die Schußrichtung feststellen. Ferner wurde eine große Anzahl englischer und französischer Blindgänger in St. Quentin gesammelt. Wenn die wiederholten französischen Berichte sagen, daß Quentin trotz aller erdrückender Beweise weder von den Franzosen noch von den Engländern beschossen würde, so muß die französische Darstellung, daß die Kathedrale deutscher Brandstiftung zum Opfer gefallen sei, als der Gipfel der Entstellung und Verdrehung von Tatsachen angesehen werden.

Feindlicher Luftangriff auf Freiburg i. B.

Berlin, 18. August. Ein feindliches Geschwader von 7 Flugzeugen, darunter zwei als Bedeckung dienende Kampfeinsitzer, erschien gestern zwischen 12 und 1 Uhr mittags über Freiburg im Breisgau und warfen aus größerer Höhe auf die offene Stadt mehrere Bomben. Vier Personen wurden durch Glassplitter zersprungener Fensterscheiben leicht verletzt, drei Gebäude beschädigt. Militärischer Sachschaden wurde nicht verursacht. Unsere zur Verfolgung aufgestiegenen Kampfflieger schossen eines der feindlichen Flugzeuge aus dem Geschwader heraus ab. Das feindliche Flugzeug zertrümmerte am Boden.

Teuerung und Warenknappheit in Frankreich

Berlin, 17. August. Aus Briefen an französische Kriegsgefangene aus ihrer Heimat geht deutlich hervor, daß Teuerung und Warenknappheit in Frankreich ebenso, zum Teil noch stärker herrschen, als bei uns. Bekannt ist es wohl, daß die Kohlenknappheit, die sich bei uns in Laufe des letzten Jahres eingestellt hat, in Frankreich schon seit dem ersten Kriegsjahre besteht. In einem Briefe aus Paris von Anfang April heißt es: „Hier ist es trostlos; die Kohlen fehlen überall, wetshalb wir in dieser feuchten Zeit ohne Feuer sind. Alle kleinen Kohlenhändler haben ihre Geschäfte geschlossen." Ebenso klagt man über Beleuchtungsskelmitäten. Eine Frau sagt, daß sie „schon gestern abend schreiben wollte, aber es sei jetzt mit der Beleuchtung so schlecht bestellt, „wir halten nur die Kerze". Immer wieder wird mitgeteilt, daß die Preise auf das Doppelte, ja vielfach auf das Drei- und Vierfache gestiegen sind, und daß man die betreffenden Waren zumeist auch zu den teuren Preisen nur schwer, manche Waren überhaupt nicht bekommen kann. „Man findet so keine Schuhe", wird in einem Brief geklagt: „Besoblen tut allein schon 15 Frcs." Bezüglich Lebensmittel schreibt die Frau eines Landwirtes: „Das Vieh ist sehr teuer, Gänse, die aus dem Ei schlüpfen, verkaufe ich zu 12 und 15 Frcs., Eier zu 10 Sous (50 Cent.)". „Ein Paar Ochsen von 80 Zentner kosten 2000 bis 2200 Frcs." heißt es in einem anderen Briefe. „Die Kartoffeln werden wir mit 100—120 Frc. für die neue Saat bezahlen müssen, wenn man überhaupt welche findet." „In der Stadt haben sie auch Kartoffelkarten, die Kartoffeln kosten 80 Frcs. die 100 Kilo." In dem Landorte, aus dem dieser Brief kam, sind Zuckerkarten eingeführt und erhielten die Leute monatlich 750 Gramm Zucker. Die Briefschreiberin, die ihren Brief gut versteckt, durchgeschmuggelt hat, kritisiert ziemlich scharf. Sie sagt, daß in den Zeitungen immer über die Not in Deutschland geschrieben werde; bei ihnen sei es aber „genau so", nur „tappen wir (in der Organisation) hintzn nach. Ein andere ruft aus: „Es ist eine Hungersnot".

Wie feindliche Lügen entstehen

Von Fritz Großmann, Hannover.

Das deutsche Volk wundert sich oft nicht wenig über die schier unbegrenzte Erfindungskunst unserer Feinde auf dem Gebiete der Lügen. So z. B. erregte es s. Zt. allseitige Empörung, daß sich in der Schweiz Leute fanden, die unter ihrem Eid bekundeten, deutsche Pflegeschwestern hätten den Verwundeten starke Gifte eingespritzt. Nun ist es Tatsache, daß als „Einspritzung" nur starke Gifte benutzt werden; in allen Ländern und von allen Aerzten werden Morphium, Kokain usw., also die stärksten Nervengifte, zu diesem Zwecke benutzt, aber eben nur in einer so starken Verdünnung, daß eine schädliche Wirkung ausgeschlossen ist.

Eine andere ebenso krasse Lüge ist die Meldung, daß in Deutschland die Körper gefallener Soldaten auf Fettstoffe verarbeitet werden. Man fragt sich unwillkürlich, wie überhaupt ein solcher Gedanke in einem menschlichen Gehirn entstehen kann. Begreiflich wird dies auch nur durch die Feststellung, daß er dem Denkapparat amerikanischer Kriegswucherer entsprungen ist. Die sozialdemokratische „Sattler- und Portefeuiller-Zeitung" Nr. 44 vom 29. Oktober 1915 berichtet nämlich:

Vor kurzer Zeit ging eine Notiz durch die Presse, die die Glyzerinnot in Amerika behandelt und echt kapitalistische Vorschläge zu ihrer Beseitigung enthält. Sie lautet im Auszug: „Chicago, ... Der grausame Vorschlag, die Körper der auf den Schlachtfeldern in Europa gefallenen Soldaten zur Herstellung von Nitroglyzerin zu benutzen, wurde von den Mitgliedern der „Western Nitro-Glyzerin Manufakturers Assoziation", die hier versammelt sind, ernstlich diskutiert als ein Mittel, um die Produktion von Glyzerin zu vermehren. Die Delegaten sagten, daß durch den gesteigerten Verbrauch von Glyzerin, infolge des Krieges in Europa, der Vorrat der Vereinigten Staaten in 90 Tagen erschöpft sei. Sollte das Glyzerin in unserem Lande aufgebraucht sein, so würde dies nicht nur einen bestimmenden Einfluß auf den Krieg haben, auch bestimmte Arbeiten in diesem Lande müßten eingestellt werden. Einer der Delegaten sagte: „Glyzerin wird nur von einer Sache hergestellt, von den Kadavern toter Tiere; und da ist kein anderer Weg, die Produktion zu vergrößern, als die Verwendung von gefallenen Soldaten und Pferden von den Schlachtfeldern Europas."

Also die Mitglieder einer amerikanischen Kriegswucher-Firma haben diesen teuflischen Plan ersonnen, und da die Sache den Engländern anscheinend sehr sympathisch war, sie aber doch nicht so recht wagten, diese Idee einfach auszuführen, so hat man eben erst einmal ergründen wollen, wie die Oeffentlichkeit über diese „Notwendigkeit" denkt. Zu diesem Zwecke mußte als Verfuchsballon die Lüge steigen, daß die Deutschen diese Art Leichenschändung eingeführt hätten. — Es ist aber doch vielleicht gut, wenn man sich des Ursprungs dieser Lüge erinnert.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191708192-19/fragment/page=0002

Provinz Sachsen und Umgebung

Der Krieg und die Krieger

— Magdeburg, 13. August. (Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe) ist wiederum einer Reihe von Inhabern, Angestellten, Arbeitern und Arbeiterinnen aus der Industrie in den zum Bezirk der Kriegsamtstelle Magdeburg gehörenden Regierungsbezirken Magdeburg und Halle verliehen worden. Magdeburger Kriegswerkstätten erhielten mit 168 Kriegsauszeichnungen bedacht werden. Die Verleihung des Verdienstkreuzes fand Freitag vormittag in Anwesenheit des Bismarcksohnes durch Hauptmann von Heinemann in Vertretung des Vorstandes der Kriegsamtstelle, Geheimrat Klamroth, statt.

Landes- und Stadtparlamenten

Verbandstagungen — Wahlen

— Bautzen, 18. August. (Ledigensteuer.) Stadtrat und Stadtverordnete von Bautzen hatten in gemeinschaftlicher Sitzung über die Einführung der Ledigensteuer zu beschließen. Während die Stadtverordneten sie annahmen, lehnte der Stadtrat sie ab, umgekehrt nahm der Stadtrat einen Antrag des Stadtmeisters an, auf Einführung der Ledigensteuer als fakultativer hinzuwirken, während die Stadtverordneten diesen Antrag ablehnten. Damit ist der Plan der Ledigensteuer gefallen.

Kirche, Schule, Jubiläen, Ernennungen

— Dessau, 18. August. (Die kirchlichen Gedenktage des Reformationsfestes in Anhalt) sollen nach einer Verfügung des Herzoglichen Konsistoriums an die Sonntagsgottesdienste den Ernst der Zeit entsprechend würdig, schlicht und einfach ausgestaltet werden. Bei vollem, freudigem Bekenntnis zu den Gütern der Reformation ist jede unnötige Schärfe gegen die katholische Kirche wie überhaupt gegen Andersgläubige in den kirchlichen Bekenntnissen zu vermeiden. Es wird empfohlen, schon in der dem eigentlichen Gedenktage vorhergehenden Zeit den Gemeinden in Wort und Schrift Wert und Bedeutung der Reformation nahe zu bringen und sie so auf die eigentliche Feier vorzubereiten. Besonders ist dabei zu wirken auf Pflege und warme Förderung durch fleißige Darbietung der deutschen evangelischen Kirchenlied, diese volkstümlichste Frucht der Reformation, wie überhaupt die geistliche Musik eine Pflege und warme Förderung durch fleißige Darbietung [illegible]. Der 31. Oktober als Tag der 95 Thesen, der eigentliche Auftakt der Reformation, ein Mittwoch, ist in diesem Jahre nach Bestimmung unseres Landesherrn für die anhaltische Landeskirche als kirchlicher Feiertag erklärt worden und soll durch Gottesdienst in allen Gemeinden als solcher begangen werden. Die in den Kirchen zu veranstaltende Sammlung soll dem Hilfsfonds der durch den Krieg geschädigten deutsch-evangelischen Kirchengemeinden, insbesondere in den Schutzgebieten und im Auslande, dienen. Für den Abend des 31. Oktober sind Gemeindeversammlungen mit entsprechenden Ansprachen vorzusehen. Der Gottesdienst am darauffolgenden Sonntag, den 1. November, soll mit Rücksicht auf diejenigen Gemeindeglieder, denen der Besuch des Festgottesdienstes, weil auf einen Wochentag fallend, nicht möglich ist, zu einer Nachfeier ausgestaltet werden. Die verschiedenen kirchlichen Vereine sind zur Beteiligung an den Festfeiern nach Möglichkeit heranzuziehen.

Industrie- und Verkehrsfragen

— Magdeburg, 18. August. (Der neue Winterfahrplan der Eisenbahndirektion Magdeburg,) der am 1. Oktober d. J. in Kraft tritt, ist soeben erschienen. Von nur geringen Abweichungen zum Sommerfahrplan sind folgende besonders hervorzuheben: Auf der Strecke Berlin—Magdeburg wird ein neues Schnellzugspaar nach Köln und zurück führen. D 32 ab Potsdamer Bhf. 12.35 mittags, an Magdeburg 2.32, an Braunschweig 4.26, an Hildesheim 5.32 nachmittags weiter nach Köln, und D 31 von Köln ab Hildesheim 1.56, an Braunschweig 2.33, Magdeburg 4.10 nachmittags, 6.26 abends. Alle Züge führen Speisewagen. D 126 nach Kassel fährt jetzt Schlesischer Bhf. erst 6.43 abends, sein Gegenzug D 125 kommt um 9.38 vormittags in Charlottenburg an. Auf dieser Strecke werden außerdem noch zwei Militärurlaubezüge neu, deren Benutzung für Zivilpersonen freigegeben ist, ab Schlesischer Bhf. 4.10 früh, an Sangerhausen 11.34 vormittags und ab Sangerhausen 7.09 abends, an Schlesischer Bhf. 11.56 nachts. Endlich fahren noch auf der Strecke Hildesheim—Halle zwei neue Urlaubezüge ab Halle 10.20 abends, an Goslar 1.32 nachts und weiter nach Brüssel, sein Gegenzug von Brüssel fährt ab Goslar 4.24 nachmittags, an Halle 7.36 abends.

Verschiedene Nachrichten

— Magdeburg, 18. August. (Das Strafverfahren gegen die Landesverräter.) Das energische Vorgehen gegen beabsichtigte Arbeitsniederlegungen in den Betrieben der Magdeburger Rüstungsindustrie hat nicht nur den im Krupp-Grusonwerk ausgebrochenen Streik im Keim erstickt, sondern auch bewirkt, daß trotz der vorgekommenen Aufwiegelungsversuche an irgend einer Stelle ein solcher bedauerlicher Vorgang sich nicht wiederholte. In allen Betrieben herrscht vollkommene Ruhe und regelrechte Tätigkeit; die landesverräterischen Hetzversuche haben an keiner Stelle in der Arbeiterschaft mehr Anklang gefunden. Wie wir im übrigen hören, sind hier unter dem Verdacht der Aufwiegelung zum Aufstand durch Zettelverteilung usw. bisher fünf Personen ermittelt und verhaftet worden. Die Ermittlungsakten darüber sind bereits an den Oberreichsanwalt abgegangen, da für das hier in Betracht kommende Verbrechen des Landesverrates, auf das Zuchthaus bis zu zehn Jahren oder Todesstrafe steht, das Reichsgericht zuständig ist.

— Braunlage, 18. August. (Warnung vor einem Zechpreller.) Um die Zeche betrogen wurde der Wirt vom „Braunen Hirsch", hier. Ein angeblicher Schüler aus Braunschweig mietete sich als Tourist ein; die Gesamtmittel waren so klein geworden, daß er seine Schuld, etwa 25 Mark, nicht begleichen konnte. Auf sein ehrliches Gesicht hin stundete der Wirt die Schuld. Jetzt stellt sich heraus, daß man es mit einem Schwindler zu tun hat. Wie nach der „Brschw. Landsztg." verlautet, sind mehrere Hotelbesitzer in der Umgebung auf dieselbe Weise von dem jungen Mann betrogen worden.

Aus Halle und Umgebung

Halle, den 19. August

Unsere Lattcher

Wohl jede größere Stadt erfreut sich jener Zunft angenehmer Zeitgenossen, die im unerschütterlichen Vertrauen darauf, daß sie schon ernährt werden, wie die Vögel unter dem Himmel weder säen, noch ernten, weil ihnen selbst das bloße Ernten zu mühevoll sein würde. Ihre einzige und ihrer Art allein angemessene Beschäftigung ist, daß sie der Zeit den Tag abstehlen. Beseelt allein sind sie von der Liebe zum nächsten Schnapsladen. Ferner gelegene Destillen verachten sie, denn der Weg zu diesen würde ihnen ein zu großes Opfer an Bewegung auftätigen. Sie verzichten auf Bewegungsfreiheit, denn sie bedürfen ihrer nicht. Sie ist ihnen vielmehr ein Greuel, weil es zuweilen doch vorkommt, daß sie sich wider ihren Willen Bewegung machen müssen. Das geschieht nämlich dann, wenn sie vergessen haben, daß es ein Deutsches Strafgesetzbuch in der Welt und Staatsanwälte und Richter gibt. Wenn es nach ihnen ginge, würden sie längst schon diese ihnen schädlichen Einrichtungen beseitigt haben, wobei sie sicherlich auf die Zustimmung nicht nur, sondern auch auf den wertätigen Beistand anderer Kreise rechnen dürften, die aus den übrigen vielleicht wesentlich unterschiedenen Gründen sich mit nicht minderer Begeisterung jener „Bewegung" anschließen würden. In Halle bezeichnen wir jene Sorte unnützlicher Staatsbürger, die, wenn sie hierzu Gelegenheit hätten, sich einstimmig für die Abschaffung der Arbeit und für Einführung des Schnapsmonopols erklären würden, in der Gestalt, daß sie allein nur zur Vertilgung des gebrannten Wassers befugt sein sollten, als Lattcher.

Eine zu ihren Urahnen zurückgehende und bis in die Gegenwart hineinragende Geschichte der Lattcher ist meines Wissens noch nicht geschrieben worden. Für den Heimatforscher wäre das eine gewiß eigenartige Aufgabe, wenn er ihre Durchführung in Beziehung setzen könnte zur Kulturgeschichte unserer Stadt überhaupt. Ich bezweifle aber, daß eine solche Sondergeschichte einer Gesellschaftsschicht geschrieben werden kann, deren Herkunft oder Entstehung sich in das Dunkel der Vergangenheit verliert. Denn eine die Oeffentlichkeit bewegende und darum für den Geschichtsschreiber erfahrbare Betätigung unserer Lattcher wird in der Vergangenheit ebenso wie das zuweilen in der Gegenwart der Fall gewesen sein mag, nur im Zusammenhange mit anderen volkumfassenden Bewegungen erkennbar sein. Wie z. B. bei Zusammenläufen größerer Massen aus verschiedenen Anlässen, in Revolutionszeiten usw. — wenn unseren Lattchern eine Beteiligung hieran nicht etwa zu anstrengend erschienen sein sollte. Es ist auch noch sehr die Frage, ob die Geschichte unserer edlen Lattchergunft schon so alt ist, daß sie für solche, doch in frühere Zeiten zurückliegende Massenbewegungen in Halle schon in Betracht käme. Vielleicht sind unsere Lattcher erst eine Erfindung der neuen Zeit, in der die Arbeitsteilung aufgekommen ist, wobei sich eine Schicht arbeitsfeindlicher Menschen für die Nichtbeteiligung an solchen ihnen nicht genehmen Zeiterrungenschaften, wie es die Arbeitsteilung ist, entschied. Meine Aufgabe soll es nicht sein, das alles zu erforschen; sie will auf etwas anderes hinweisen, nachdem ich noch kurz einiger Eigentümlichkeiten unserer Lattcher gedacht habe.

Die Hallischen Lattcher bilden nur eine lose, nicht in sich festgeschlossene Zunft, ohne Zwangsvorschriften, aber mit bestimmten Ueberlieferungen, die ich im Vorhergehenden bereits gekennzeichnet habe. Die vornehmste dieser Ueberlieferungen ist das Recht auf Faulheit. Dieses Recht ist ihr Heiligtum und bildet wohl das einzige geistige Besitztum, auf das sie Anspruch erheben. Ihre sichtbare Habe setzt sich in der Hauptsache aus einer ziemlich umfangreichen Schnapsflasche zusammen; ihre größte Sorge ist, daß diese nie leer wird. Da nun aber die Schnapshändler die Kreditwürdigkeit der Lattcher nicht allzuhoch einschätzen, so muß der Besitzer eben für den zur Bezahlung erforderlichen Mammon sorgen. In dieser Hinsicht erweist er sich als ziemlich erfinderisch. Man weiß zwar nicht, von wannen ihm dieser Reichtum kommt, aber es ist Wirklichkeit, zu einem Schnapsgroschen langt es dem Lattcher fast immer. Man findet die Lattcher gewöhnlich zu zweien oder dreien beisammen, jedoch es ist hieraus nicht zu vermuten, daß bei ihnen Herzlichkeiten ein besonders stark entwickeltes Gemeinschaftsgefühl vorherrsche. Im Gegenteil, innerlich betrachtet jeder den anderen als seinen Feind, der ihm die Möglichkeiten mühelosen „Erlebens" mindert und schmälert. Wo und wann es irgend angeht, sucht einer den anderen zu beseitigen — sei es nur auf Zeit durch eine Anzeige bei den Behörden, daß der andere sich dies oder jenes habe zuschulden kommen lassen. So kommt es vor, daß der eine behauptet, der habe diesen totgestochen. Mit einer Heugabel, besagte die Anzeige, obgleich wahrscheinlich noch nie eine Heugabel von einem Lattcher in die Hand genommen worden ist. Der Totgesagte lebte denn auch noch fuchsmunter und ließ sich den gewohnten Morgentrunk in der Destille trefflich schmecken. Nachdem er von der falschen Anzeige erfahren hatte, schäumte er Wut, der er dadurch Ausdruck verlieh, daß er drei Eide schwor, der Angezeigte habe sich durch Aufknüpfen vom Leben zum Tode befördert. Der des Mordes im ersteren Falle Beschuldigte aber erzählt jedem, der das hören wollte, er würde dem Denunzianten das Genick umdrehen. Darauf begab er sich mit dem also Bedrohten in einen dunklen Schnapsladen, weil sein Feind „Einen ausgab".

So war es bis zum Kriege. Während seiner Dauer aber ist das Lattchertum vollständig aus unseren Straßen verschwunden. Natürlich nicht aus dem Grunde, weil auch die Gaststätten, die ehemals unseren Lattchern den geliebten Schnaps lieferten, ihre Pforten geschlossen halten, so daß ihnen diese so fleißig benutzte Quelle versiegt ist. Sondern aus dem Grunde, weil der Krieg auch aus unseren Lattchern noch brauchbare Kräfte herauszuziehen und nutzbar zu machen wußte. Keinem anderen Volksteile wird die Einordnung in die Erfordernisse des Krieges so sauer geworden sein, als unseren verehrten Lattchern, allein am Ende werden auch diese sich mit der Wirklichkeit abgefunden haben und sind nun zu nützlichen Gliedern des ungeheuren Volkskörpers geworden, der gegen eine Welt von widerlichen Feinden in hartem Kampfe steht. Aber wenn einmal dieses Ringen zu Ende gegangen ist, was dann? Werden dann unsere ehemaligen Nichtstuer wieder zu dieser ihrer einzigen Beschäftigung zurückkehren? Vielleicht bleibt auch in ihnen das große Erleben in dieser Kriegszeit so nachhaltig wirksam, daß sie weiter nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft bleiben werden. Vielleicht aber auch sehnen sie sich nach dem Einst und gedenken, das alte Lattchertum wieder aufzunehmen. In diesem, allerdings nicht sehr wahrscheinlichen Falle müßte unsere Behörde ein Machtwort sprechen, um dem groben Unfug des Lattchertums für immer den Garaus zu machen. Wir haben nach dem Kriege alle Arbeitskräfte nötig, um die ungeheuren Aufgaben der Zukunft zu bewältigen. Da muß nötigenfalls durch gesetzliche Strenge die Arbeitskraft jedes Einzelnen dienstbar gemacht werden können. Auch die der Lattcher. H. Mieschner.

(Nachdruck verboten.)

Der Amateur-Detektiv

Roman von G. von Stockmans.

„Auch über den Preis?"

„Ja, auch darüber. Im voraus möchte ich ihn nicht nennen, aber er wird nicht unerschwinglich sein."

„Dann will ich, falls die Maße stimmen, gleich morgen meine Verwandten schreiben. Ich bin überzeugt, sie machen mir auf und kommen selbst her, um das Bild zu sehen und das Nähere eventuell abzuschließen. Nur noch eins. Ich darf doch wohl sicher sein, daß der Ruisdael bleibt, wo er ist, und inzwischen weder entfernt oder anderweitig verkauft wird?"

Effenbergers Antlitz leuchtete bei dem Gedanken an den Gewinn, und eifrig und zuvorkommend erwiderte er: „Gewiß, gewiß, Herr Baron. Das Bild bleibt hier hängen, und Sie können sich immer wieder selbst davon überzeugen, daß es noch da ist. Eine Gelegenheit, hier öfter vorzusprechen, ist Ihnen jederzeit willkommen."

Nun zog Lenz sein Notizbuch heraus, welches nicht nur die Maße, sondern auch die genaue Beschreibung des gestohlenen Bildes enthielt, bat Frau Rittmeier um ein Zentimetermaß, nahm das Bild von der Wand und betrachtete es eingehend, während die anderen, außer Handorf und Effenberger, sich allmählich entfernten, und diese beiden sich eifrig über Kunst unterhielten. Dann als er fertig war sagte er erfreut:

„Mein verehrter Doktor, die Maße stimmen ganz genau, auch der Farbton wird nach der Schilderung ungefähr derselbe sein. Ein passenderes Pendant als dies können meine Verwandten gar nicht finden, und wenn Sie einige Tage Geduld haben würden. . ."

„Im Notfalle einige Wochen," war die Erwiderung, „aber acht Tage genügen in diesem Falle wohl. Ich fürchte nämlich, je länger ich das Bild besitze, um so schwerer werde mir es, mich davon trennen, und Ihre Verwandten sollen die weite Reise doch auch nicht vergeblich machen. Man kann überhaupt nie wissen, was die nächste Zukunft bringt, darum bin ich bei Geschäften immer für eine schnelle Erledigung, und in diesem Sinne berichten Sie wohl den verehrten Herrschaften."

Spät verließ die Gesellschaft das gastliche Haus, und es war 12 Uhr, als Lenz in seine gemütliche Gartenwohnung zurückkehrte. Indessen er dachte gar nicht daran, zu Bett zu gehen.

Seine Seele war voll Freude und Dank, und er mußte es gegen jemanden aussprechen, ehe er sein Lager aufsuchte. Seine innere Erregung war zu stark, sie hätten ihm sicher den Schlaf geraubt. So setzte er sich noch hin und schrieb an seine gemütliche Freundin, die Gräfin Dauen, haarklein alles, was er in den wenigen Tagen erlebt und erreicht hatte, und schilderte genau die Größe und das Aussehen des Bildes und bat sie, die guten Nachrichten sofort Engels zu überbringen.

Im zweiten Teile des Briefes hieß es dann:

„Die Sache ist so klar und einfach wie möglich. Der wirkliche Doktor Effenberger, der ehrenwerte und geachtete Arzt, der mit einer Rittmeier verheiratet war, ging mit seiner Abfindungssumme, die ein kleines Vermögen darstellte, nach Amerika, aber nicht er kehrte hierher zurück, sondern sein leichtsinniger, nichtsnutziger Bruder mit dem er ein paar Jahre zusammengelebt hatte. Diesem fiel bei seinen Tode sein Vermögen zu. Das genügte diesem Gemütsmenschen aber nicht, er wollte aus dem plötzlichen Hinscheiden des Doktors auch noch weiteren Nutzen ziehen. Ueber dessen Vergangenheit und die Verhältnisse in der Heimat war er genau orientiert, und die reiche Schwägerin lockte ihn. So vertauschte er einfach die Rollen, ließ den Bruder unter seinem eignen Namen begraben, eignete sich seine Papiere, das Doktordiplom und die beiden Trauringe an und tauchte plötzlich als reicher Mann in der Heimat auf. Daß man den Betrug bemerken würde, brauchte er nicht zu befürchten. Eine äußere Ähnlichkeit bestand zwischen ihm und dem verstorbenen älteren Bruder, ein paar Jahre im Ausland konnten diesen bis zu einen gewissen Grade verändert haben, und den merkwürdig abirrenden Blick besaß er in noch höherem Grade als der andere. Dies Charakteristikum schloß von vornherein den Gedanken an eine Täuschung aus. In Amerika hatte er einen kleinen Handel mit Kunstgegenständen und Altertümern betrieben und sich dadurch allmählich in die Höhe gebracht. Den setzte er in aller Stille und mit großer Vorsicht auch in Europa fort, machte gute Geschäfte und befriedigte dabei seine Neigung für diese Dinge. Ob er schon vorher gestohlen hat oder für sich stehlen ließ, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß Schwester Thea, seine Geliebte, den lange vorbereiteten Bildertausch ausführte und der Ruisdael jetzt als sein Eigentum in Rose Rittmeiers Wohnung hängt. Zuerst gab er ihn für einen Hobbema aus, um die Spur zu verwischen, beim Kennerblick des Grafen Handorf gegenüber konnte er diese Täuschung aber nicht aufrecht erhalten und ließ sie fallen. Ueber den Erwerb des Bildes erzählte er jenes rührende Märchen, um von vornherein jede Nachforschung zu verhindern, und ich meinerseits erfand schnell die Geschichte von den Verwandten, welche ein Pendant zu einen Hobbema suchen, um seine Absichten zu erfahren und zu verhindern, daß er das kostbare Bild wieder wegholte. Wie wir es zurückerobern werden, kann ich heute noch nicht sagen. Genug, es ist da, und wir werden ihn zwingen, es herauszugeben, sobald ich das Beweismaterial zusammen habe. Im Grunde wundre ich mich daß er das gestohlene Gemälde zeigt, ja es gewissermaßen bei seiner Schwägerin ausstellt, statt es sorgsam zu verbergen, aber seine Passion und seine Eitelkeit sprechen da wohl mit, und er hält sich ja auch für vollkommen sicher. Wahrscheinlich wollte er das Bild später nach Amerika schicken oder es selbst hinbringen, aber er ist vielleicht momentan in Geldverlegenheit und zieht einen baldigen Verkauf einem späteren, ungewissen Gewinn noch vor. Auch habe ich bei der Erfindung meiner Verwandten als der eventuellen Käufer ihren Reichtum und den fern von Berlin gelegenen Wohnsitz absichtlich betont, um die Sache als gefahrlos und verlockend hinzustellen, und Gott sei Dank, er schöpfte keinen Verdacht."

Lenz war heute zu ermüdet und zu glücklich über seinen Erfolg, um noch weitere Entschlüsse fassen zu können. So ging er endlich zur Ruhe, dachte an die Freude der Kommerzienrätin, wenn sie das Bild wieder haben würde, und schlief mit dem Gedanken an den Ruisdael ein.

13.

Die kunstgewerbliche Sonderausstellung, welche Gräfin Traute Meersberg besuchte, um mit ihrem Vetter Ladenburg zusammen zu treffen, war gut arrangiert und bot viel Sehenswertes, aber für die beiden jungen Leute war sie nur Mittel zum Zweck, und der Umstand, daß sie am Vormittag wenig besucht war, schien ihnen ihr größter Vorzug zu sein, Plaudernd gingen sie langsam von einem Raum in den andern, ohne für die Auslagen mehr als einen zerstreuten Blick und eine flüchtige Anerkennung zu haben, und als sie in den letzten Zimmer ein gemütliches Etablissement fanden, das zur Ruhe einlud, ließen sie sich befriedigt in dem Winkel nieder.

Traute war innerlich erregt und zuerst sichtlich befangen. Sie vermied es, Lenz anzusehen und als er fragte, ob sie ihn im Theater gar nicht bemerkt habe, meinte sie zögernd:

„Nein, ich war zu unglücklich, um auf das Publikum zu achten, und auch von der Aufführung habe ich keine klare Vorstellung."

Ihre Bewegungen waren matt, ihre Stimme müde und monoton, aber plötzlich preßte sie ihre Hände zusammen und sagte laut, mit verhaltener Leidenschaft: „Ich kann es nicht mehr ertragen, ich wollte, ich wäre tot."

Lenz erschrak nicht wenig. „Traute," sagte er weich, „sprechen Sie nicht so, sagen Sie mir lieber, was Sie so fassungslos und verzweifelt macht. Sie dürfen nicht alles in sich verschließen, Sie gehen zugrunde an diesem Kummer. Verdiene ich denn Ihr Vertrauen nicht?"

Sie senkte den Blick. „Doch," sagte sie, „doch, aber Sie wissen ja, ich darf nichts verraten."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191708192-19/fragment/page=0003

Zur Abgabe von Obst

Da die Großmärkte im allgemeinen jetzt besser mit Obst versorgt sind, hat sich das Preußische Landesamt für Gemüse und Obst veranlaßt gesehen, die Verordnung vom 30. Juni 1917 aufzuheben, worin unter anderem vorgeschrieben war, daß an einem Tage nicht mehr als 2 Pfund Obst an eine und dieselbe Person abgegeben werden darf.

Viehzählung in Halle am 1. September 1917

Die Durchführung der dritten vierteljährlichen Viehzählung gemäß Anordnung des Reichskanzlers vom 30. Januar 1917 am 1. September 1917 ist der städtischen Polizei übertragen worden. Die Ausnahme erfolgt mittels Listen nach viehhaltenden Haushaltungen in der üblichen durch die früheren Viehzählungen bereits bekannten Weise. Es wird erwartet, daß die Beteiligten ihre Meldepflicht im vaterländischen Interesse erfüllen werden. Die Außerachtlassung der Pflicht ist mit Strafe verboten.

Ackerverpachtung durch den Bund zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft

Von Montag, den 20. August an beginnt die Zuteilung der Parzellen am Canenaer Weg. Der Bund besitzt dort einen Acker zu 47 Morgen, den er das zweite Jahr in Pacht hat. Auf diesem Acker sind einige Parzellen frei geworden. Ferner hat der Bund neu, in nächster Nachbarschaft, 69 Morgen gepachtet. Alle diejenigen, die sich bereits um Land in dieser Gegend beworben haben, werden hiermit aufgefordert, so rasch als möglich durch Bezug der Ausweiskarte sich ihr Land zu sichern. Die Pacht beträgt für ¼ Morgen 13,50 Mk. Dieser Pachtpreis gilt auch für den bisherigen, vom Bund innegehabten Acker am Canenaer Weg. Der Bund zahlt 110 Mk. für den Morgen, will aber trotzdem die Pacht im Vergleich zum vorigen Jahr dahin erniedrigen. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß die Verteilung des Landes am Grünen Weg, am Rosengarten und an der Artilleriestraße bereits begonnen hat. Wer es versäumt, sich eine Parzelle zu sichern, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er ohne Land bleibt.

E. Abderhalden.

Aus unserem Zoologischen Garten

Die kleine Kolonie der Präriehunde im dem Berggehege unweit der Fasanerie hat sich unlängst um eine Anzahl Junger vermehrt. Die niedlichen munteren Tierchen halten sich vielfach außerhalb des Baues auf; aufrecht sitzend ergreifen sie nach Art der Eichhörnchen, ihre Nahrung mit den zierlichen Händen, denn so kann man mit Recht die Vorderfüße nennen, und führen die Leckerbissen, wie Maiskörner, Mohrrübenstückchen usw. in anmutigster Weise zum Maule. Dabei blicken sie mit den lebhaften Aeuglein neugierig und zutraulich um sich. Die Heimat dieser netten Tiere ist Nordamerika, hier bewohnen sie zu Hunderten, ja sogar zu Tausenden zusammenlebend die großen Prärieen. Die Präriehunde leben in Erdhöhlen, welche schon von weitfer, durch die an den Eingängen aufgeworfenen Erdhügel sichtbar sind. Diese je fünf bis sechs Meter von einander entfernt angelegten Erdwohnungen bilden förmliche Dörfer oder Kolonien, welche oft meilenweit die Ebene bedecken. Die Präriehunde sind Nagetiere und haben mit den Hunden nichts gemein. Ihren Namen Präriehunde erhielten sie von den kanadischen Beizjägern, welche diese Tiere zuerst entdeckten und ihrer hellen Kläffenden Stimme wegen so benannten. Ganz merkwürdig ist es, daß die Präriehunde Mitbewohner in ihren Höhlen dulden, welche ihnen eigentlich als gefährliche Feinde verhaßt sein müßten, es sind dieses die kleinen Prärie- oder Höhleneulen und die Klapperschlangen. Friedlich leben hier also Präriehunde, Eulen und gefährliche Giftschlangen in einer Behausung zusammen ohne einander jemals Schaden zuzufügen; sicherlich ein seltenes Stück Naturleben. Neuerdings wird freilich dieses Zusammenleben von einigen Forschern in Abrede gestellt ob mit Recht, sei dahingestellt. Merkwürdig ist es ferner, daß die Präriehunde das Wasser zu ihrem Lebensunterhalt nicht zu bedürfen scheinen. Beispielsweise leben sie auf der Hochebene von Neumexiko, wo meilenweit im Umkreise kein Tropfen Wasser zu finden ist und wo es mehrere Monate hindurch nicht regnet. Es muß also der mit der Pflanzenernährung aufgenommene Tau genügen, um das Wasserbedürfnis der Tiere zu decken.

Wanderzirkusse in Großstädten!

Die Zeit, die alles wandelnde, hat nicht nur ihre Triumphe auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und anderer, die große Oeffentlichkeit bewegender Kulturzustände, sondern es vollziehen sich daneben so mancherlei grotzartige Wandlungen an Dingen, denen wir heute noch völlig fern zu stehen glauben und die uns deshalb morgen schon vielleicht aufs höchste überraschen! Wir kennen wohl alle den Begriff eines „Wanderzirkus", — wir entsinnen uns aus unserer Schulbubenzeit einiger mühseliger Festen durchreisender „Zirkusgesellschaften", durch deren fodenscheinige Leinewandzelte wir kühn den Anblick irgend einer flitterglänzenden „Kunstreiterin" erhaschten, eine romantische Dorfmusik hörten oder gar einen faulen „Kalauer" des obligaten Auguste. Ein Stück Erinnerung an eine längst überwundene Kulturepoche ist das und doch existiert auch heute noch in unserer modernen Zeit, der Wanderzirkus. Der moderne Wanderzirkus jedoch, keine vogelsterelose zusammengewürfelte Gesellschaft, sondern ein großzügig geleitetes Kapital-Unternehmen, ein Riesen-Betrieb, das mit einem täglichen Spesenetat von mehreren tausend Mark zu rechnen hat, dessen artistische Leistungen die Höhe der bestrenommierten Großstadt-Varietés überbieten, und dessen Organisation ein Muster darstellt auf kaufmännischem Gebiete! Seit etlichen Tagen gastiert hier der große berühmte „Zirkus Krone", ein Riesenunternehmen, dessen Funtion ein Riesenkapital ins Rollen bringt und das selbst ein solches in seinen inneren Werten investiert hat! Jede der technischen Einrichtungen dieses staunenswürdigen Unternehmens ist ein Triumph für sich, jede kleine Einzelheit eine Sehenswürdigkeit selbst für den blasiertesten Großstädter! Eine Zuschauermasse von mehreren tausend Menschen hält allabendlich das riesenhafte transportable Zelt besetzt und verfolgt die dargebotenen zirzensischen Spiele mit einer geradezu fieberhaften Anteilnahme! Am Sonntag war der Andrang zu den Zirkuskassen ein derartiger, daß ein doppeltes Polizeiaufgebot mit mehreren berittenen Polizeimannschaften notwendig war, um die anstürmende Menge zurückzuhalten und an den Zirkuskassen prangten die Schilder „ausverkauft". Es gibt in unserer verwöhnten Stadt, kein aktuelleres Tagesgespräch als den hier, mit riesigem Enthusiasmus aufgenommenen „Zirkus Krone" und seine phänomenalen, neuartigen Darbietungen!

— **Militärisches.** Befördert wurden: zu Leutnants der Res.: Vizefeldwebel Sturm (Sangerhausen), der Pioniere, Vizewachtmeister Graw (Eisenach) der Feldartillerie, Vizefeldwebel Elling (Mühlhausen i. Thür.), im 2. Kurh. Inf.-Regt. Nr. 82; die Fähnriche Storck und Kobland im Fußart.-Regt. Ende (Magdeb.) Nr. 4 zu Leutnants, vorläufig ohne Patent, der Unteroffizier Beckmann in demselben Regiment, ist zum Fähnrich ernannt. — **Im Sanitätskorps:** Zu Stabsärzten sind befördert: Dr. Ostermann (Halle), Ober-Arzt der Landw. a. D. und Dr. Tuchell (Magdeburg), Ober-Arzt d. Landw. 1. Aufg. bei dem Füs.-Regt. General-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hannov.) Nr. 73. Zu Oberärzten: die Assistenzärzte d. R.: Rudolf Hildnann (Halle), beim Gren.-Regt. Graf Kleist von Nollendorf (1. Westpr.) Nr. 6, Paul Zeusch (Halle), beim Gren.-Regt. König Wilhelm I. (2. Westpr.) Nr. 7, Kimsbron (Aschersleben), Hans Roegel (Weimar), Dr. Paul Taube (Aschersleben), beim 5. Niederschlesischen Inf.-Regt. Nr. 54. Max Geberi (Halle), Eduard Handrick (Magdeburg), Friedrich Ahrberg (Weißenfels); ferner die Assistenzärzte der Landw. 1. Aufg.: Dr. Kurt Pein (Weißenfels), beim 2. Ers.-Batl. d. 4. Thür. Inf.-Regts. Nr. 72 und Bruno Scharlach (Weißenfels), beim Inf.-Leib-Regt. Großherzogin (8. Großh. Hess.) Nr. 117; ebenso die Assistenzärzte der Landw. 2. Aufg.: Wilhelm Pflug und Paul Krause (Neuhaldensleben), im 2. Schl. Feldart.-Regt. Nr. 42; zu Assistenzärzten der Ref. ernannt: die Feldhilfsärzte: Wilhelm Wohlrabe (Erfurt) und Karl Günther (Weißenfels), Wilhelm Herrling (ebenda), der Landw. 2. Aufg.; zu Feldhilfsärzten die nichtapprobierten Unterärzte (Feldunterärzte): Franz Otto (Dessau), Bruno Aimer (Witterfeld), Arno Rabitz (Torgau), beim Dragoner-Regt. Nr. 2, Richard Walther (Weißenfels) und Ludwig Preiß (Weimar).

— **Die gewerbliche Betriebszählung** soll am 20. August zum Abschluß gelangen. Es ist daher erforderlich, daß die Meldepflichtigen die Zählblätter zur Abholung bereithalten. Meldepflichtige, welche übersehen werden sollten, haben dies unverzüglich dem Statistischen Amte mitzuteilen. Es wird wiederholt darauf hingewiesen, daß auch alle Heimarbeiter und Hausgewerbetreibenden die Zählpapiere entgegenzunehmen haben. Die sorgfältige und genaue Beantwortung der gestellten Fragen wird in allen Fällen bestimmt erwartet, damit die androhten strengen Strafen nicht angewandt zu werden brauchen.

— **Illustriertes Unterhaltungsblatt.** Infolge Ausbleibens des erforderlichen Papiers müssen wir heute leider wieder das Unterhaltungsblatt fehlen lassen. Wir fügen die Nummer vom vergangenen Sonntag bei und hoffen, Nr. 34 in einigen Tagen nachliefern zu können.

Der Verlag.

— **Verwundeten-Ankunft.** Sonnabend abend traf ein Lazarettzug mit etwa 200 kranken und verwundeten Soldaten hier ein. Sie wurden in die hiesigen Lazarette untergebracht.

Börsen- und Handelsteil

Vom Zuckermarkt

Berlin, 17. August. An den deutschen Zuckermärkten hat sich auch in diesem Berichtsabschnitt, mangels Materials, nichts geändert. Der Verkehr hat, abgesehen von vereinzelten Abwicklungsfragen, recht still gelegen, auch hinsichtlich der kommenden Erzeugung ließen die bestehenden Verordnungen noch keine Betätigung zu. Ebenso hat sich das Geschäft an den Verbrauchszuckerplätzen nun ruhiger gestaltet, nachdem die früheren Aufträge zum größeren Teil ihre Erledigung gefunden haben und neue Bezugsscheine nur in bescheidenem Maße zur Verteilung gekommen sind. Den Raffinerien verbleibt noch ein mehr als reichlicher Lagerbestand an weißer Ware, dessen Abstoßung sich wenigstens bis Mitte Oktober hinziehen wird, und dann kommen bereits die ersten neuen Rohwarenzufuhren, die Aufnahme der Verarbeitung hinzu. Das am meisten Erfreuliche in dieser Berichtswoche für die Märkte ist der äußerst günstige Witterungsverlauf für die Hackfrüchte gewesen, und in besonderem gerade für diejenigen Gebiete, die von der langen Trockenheitsperiode im Wachstum beeinträchtigt worden waren. Heute nun liegen die Verhältnisse so, daß von einem größeren Felderunterschied kaum mehr die Rede sein kann, und daß die Vorbedingungen für eine mehr als Mittelernte, zum Teil für eine gute Ernte im Durchschnitt vorhanden sind, daß dementsprechend unsere Erzeugung an Zucker den kleinen Ausfall am Anbau jedenfalls völlig ausgleichen wird. Angaben der Rohzuckerfabriken über die Zeit des Beginnes der Rübenaufarbeitung liegen bislang noch nicht vor, und es gibt ja auch in den allernächsten Wochen so mannigfaltige Vorbereitungen zu treffen und Vorbedingungen für einen möglichst normalen Betriebsverlauf zu erledigen, daß sich die Mehrzahl der Fabriken wohl erst kurz vor dem Termin über den genauen Zeitpunkt wird entschließen können. Es ist der Höhe der Erzeugung auch fast stets zugute gekommen, wenn die Rüben nicht zu frühzeitig zur Aufrodung kamen und ihren vollen Reifezustand erlangten. Allerdings kommt unter heutigen Verhältnissen der vorhandene Mangel an Gespannen sowie Arbeitskräften in Betracht, die beide sowieso ein etwas längeres zu Felde stehen der Rübenmenge bedingen dürften. — Den Ernteberichten aus Oesterreich ist zu entnehmen gewesen, daß die Rübenentwicklung auch dort durch die erforderlich gewesenen Niederschläge begünstigt worden und damit wieder eine befriedigende Beurteilung der Ernteaussichten eingetreten ist. Ueber den Marktverkehr liegen keine besonders bemerkenswerten Meldungen vor, und dessen Verlauf hat der vorgeschrittenen Zeit und der durch die Verhältnisse bedingten Lage entsprochen. — In Frankreich besteht der Wunsch nach einer Periode trockener Tage fort. — Holland berichtete über erfreuliche Ernteaussichten, die um so erwünschter sind, als ja der starke Minderanbau sowieso die Erzeugung beschränkt. Der holländische Marktverkehr war in der Vorwoche dadurch angeregt worden, daß sich dem Vernehmen nach die schon lange geplante Abstoßung eines Teils des Lagerbestandes, der am 15. Juli ziemlich 100 000 Tonnen gegen 15 000 und 40 000 Tonnen gleichzeitig in den beiden Vorjahren betrug, hat ermöglichen lassen, und zwar sollen 50 000 Tonnen je zur Hälfte an Deutschland und England gegeben worden sein. — Die englischen Märkte zeigten unverändert festen Verlauf bei das Angebot wesentlich übersteigender Nachfrage; was an heimischen Zuckern erzeugt wird, verschwindet sofort. Die letztwöchentlichen Zufuhren an Rohware an die drei Hauptbäfen zeigten eine Steigerung. Nunmehr ist in England der Entwurf zur Einführung der Zuckerkarte veröffentlicht, und mit Ende dieses Jahres soll die Regelung der Zuckerverteilung im ganzen Lande vollzogen sein. — Bedingt durch die schon im letzten Bericht angeführten Tatsachen und ferner durch die voraussichtlich eintretende Fabrikationssteuer auf Kubazucker der nächsten Erzeugung, hat sich die Lage des New-Yorker Zuckermarktes weiter verstreift, die Kauflust für prompte Ware hat sowohl für amerikanische Rechnung wie für solche anderer Bedarfsländer angehalten und Kubazentrifugalzucker standen am Dienstag 7,65 Cts., Granulated 8,40 bis 9,15 Cts. gegen etwa 6,75 bezw. 7,75 Cts. am Beginn des Monats, also nahezu 1 d. Steigerung. Es ist anzunehmen, daß sich demnächst die Wogen wieder glätten dürften, wenn auch die Weltlage des Artikels andere Preise als in der vorherigen Zeit bedingt. Ueber die Aussichten der neuen Kubaernte liegt, mangels neuerer Nachrichten, vorläufig noch ein Schleier ausgebreitet.

Berliner Börsenstimmungsbild

Berlin, 18. August. Der Zusammenbruch des englischen Angriffes in Flandern stärkte die zuversichtliche Stimmung der Börse. Infolgedessen kam im heutigen Verkehr zunächst eine allgemeine Befestigung der Haltung zum Ausdruck. Im Verlaufe gewannen jedoch im Zusammenhang mit den Friedenserörterungen, Abgaben in Rüstungswerten wiederum das Uebergewicht. Andere Papiere des Industriemarktes wurden dann mit abwärts gezogen, doch hielten sich die Abschwächungen in mäßigen Grenzen. Schiffahrtsaktien bewahrten ihre Festigkeit.

Devisenkurse

Berlin, 18. August. Die telegraphischen Auszahlungen sich heute für

	Geld	Brief
Holland	294¾	[illegible]
Dänemark	214	[illegible]
Schweden	232¼	[illegible]
Norwegen	214¾	[illegible]
Schweiz	152¾	[illegible]
Oesterreich-Ungarn	64.20	[illegible]
Bulgarien	80¼	[illegible]
Konstantinopel	19.90	[illegible]
für ein türkisches Pfund		[illegible]
Spanien	127¼	[illegible]
für 100 Pesetas		[illegible]

Produktenbericht.

Berlin, 18. August. Der heutige Produktenverkehr wieder einen sehr stillen Verlauf, und da das Material an Artikeln äußerst knapp, kamen nur wenige Abschlüsse zustande, zumal auch das Hauptgeschäft sich fast ganz von dem Kontor abspielt. Die Nachfrage für Zwischenfruchtsaaten, Kleesaaten und Grassaaten hält an. Für alle Arten Futter machte sich wieder dringlicher Bedarf bemerkbar, indes Befriedigung zu finden. Etwas lebhafter entwickelte der Verkehr in Saatgetreide.

Abtrennung von Dividendenscheinen

Es sind zu trennen: Hedwigshütte Anthracit., Kohlen- Kokswerke 16 Proz. Div.; Jülich Zuckerfabrik Schoeller 6 Proz. Div.; Lüneburger Wachsbleiche J. Wörtling 15

— **Dessau-Wörlitzer Eisenbahn-Gesellschaft.** Die [illegible] forischen Betriebseinnahmen im Monat Juli 1917 betrugen Personenverkehr 15 000 Mk. (gegen das Vorjahr 10 [illegible] Güterverkehr 40 000 Mk. (gegen das Vorjahr 14 830) und sonstigen Quellen 18 00. Mk. (1800, zusammen: 56 800 (38 860). Seit Beginn des Rechnungsjahres betragen die im Personenverkehr 54 740 Mk. (39 820), im Güterverkehr 114 490 Mk. (68 430) und aus sonstigen Quellen 3800 (2900), zusammen: 172 520 Mk. (106 150).

— **Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn.** Betriebseinnahmen im Juli 214 350 Mk., vom 1. Januar bis Ende Juli 1 312 [illegible] (231 870 Mk.).

— **Erhöhung der oberschlesischen Kohlenpreise.** Die „[illegible] Ztg." meldet von maßgebender Seite, daß die oberschlesischen Grubenverwaltungen wegen gesteigerter Gestehungskosten eine weitere Erhöhung der Kohlenpreise anstreben, die das [illegible] liche Maß von 2 Mk. für die Tonne übersteigen und mit dem [illegible] toberbeginn in Kraft treten soll.

— **Gothaische Kohlensäure-Werke, Akt.-Ges., in Gotha.** Gesellschaft hat das letzte Geschäftsjahr mit einem Verlust von 212 400 (i. V. 206 700) Mk. abgeschlossen. Der Verlust beträgt 61 900 (72 100) Mk. Die Dividende fällt wieder aus. Die Bilanz enthält ein Bankguthaben von 33 500 (31 00) und 74 000 (25 800) Mk. Wertpapiere.

— **Niederlausitzer Kohlenwerke.** Dem Geschäftsbericht [illegible] Gesellschaft für 1916/17, die wieder 14 Prozent Dividende [illegible] schütten wird, entnehmen wir, daß die Schwierigkeiten des [illegible] triebes im abgelaufenen Jahre sich noch erhöht haben. Auf [illegible] wirkten der lange Winter und der zeitweilig sehr empfindliche starke Wagenmangel auf die Erzeugung nachteilig. Dazu wurde die letztjährige Produktion nicht erreicht. Zugleich [illegible] die Gestehungskosten stärker gewachsen. Es wurden neue Kohlenfelder erworben. Die ersten Monate des neuen Geschäftsjahres haben jedenfalls unter den Schwierigkeiten gelitten. [illegible] einzige Bestreben der Verwaltung ist darauf gerichtet, eine [illegible] höhung der Arbeitskraft zu erreichen. Im letzten Monat ist [illegible] kleine Besserung eingetreten.

— **Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat in Essen.** [illegible] Rhein.-Westfäl. Kohlensyndikat berief auf den 25. August [illegible] Zechenbesitzerversammlung ein, in der die neuen Richtpreise festgesetzt werden sollen.

— **Gewerkschaft Vereinigte Trappe zu Silschede.** [illegible] zweiten Vierteljahr 1917 war sowohl die Förderung als [illegible] der Absatz regelmäßig und ungestört. Das gedrückte Ergebnis war befriedigend. Die Ausbeute wurde auf wieder 50 Mk. auf [illegible] Kux bemessen.

Letzte Telegramme

Ein neuer Winterfeldzug unvermeidlich

Petersburg, 17. August. Meldung der P. T. A. Generalissimus Kornilow, der sich in Petersburg befindet, erklärte den Vertretern, daß weitere tatkräftige Maßnahmen [illegible] Moral des Heeres und seine Tatkraft in letzter Zeit beträchtlich gehoben hätten. Er hoffe, daß die neuen Maßnahmen die er der Regierung zur Bestätigung unterbreite, zur völligen Wiederherstellung des Heeres führen würden. Militärische Ereignisse weiten Ausmaßes seien voraussichtlich. Der Generalissimus hält einen neuen Winterfeldzug für unvermeidlich.

Durch eine deutsche Mine versenkt

Petersburg, 18. Aug. (Meldung der P. T. A.) Der Generalstabsbericht wurde gemeldet, daß ein Torpedozerstörer durch eine deutsche Mine versenkt wurde. Der „Leutnant Burakow" folgte einem Geschwader anderer Torpedozerstörer. Auf einem derselben befand sich der Geschäftsführer des Marineministers Leutnant Lebedew. Außer den gemeldeten Opfern wurde der Kommandant des „Leutnant Burakow", drei Offiziere und neun Matrosen verwundet.

Kirchliche Nachrichten.

Gemeinschaftssäle. Alte Promenade 8. Sonntag vorm. 10 Uhr Bibelstunde; Herr Jakob Koch-Bad Blankenburg. 11½ Uhr Kindergottesdienst, abends 8 Uhr öffentlicher Vortrag von Herrn Jakob Koch. — **Dienstag** abends 8½ Uhr Bibelstunde; Herr Jakob Koch — Donnerstag abends 8½ Uhr Gebetsstunde.

Bülchdorf: Vorm. 9 Uhr Konf.-Kat Gutschmidt.

Reideburg: Vorm 10 Uhr Pastor Ullmann. Amtswoche Derselbe. Donnerstag abends 8 Uhr Kriegsbetstunde.

Wetterbericht

vom 18. April. In fast ganz Deutschland haben nunmehr die Niederschläge aufgehört, nur an der Ostseeküste kam es noch zu vereinzelten Regenschauern. Tagsüber war es wieder etwas wärmer, die nächtlichen Temperaturen sanken jedoch vielerorts bis auf 10 Grad. Heute ist das Wetter fast allgemein heiter. — Aussichten für Sonntag: Warm, von neuem Gewitterneigung.

Verantwortlich:

für den politischen Teil: Dr. Simon; für Provinz, Börsen- und Handelsteil i. V.: G. Wagner; für Oertliches, Landwirtschaftliches, Gerichtssaal und Sport: H. Mieschner; für den übrigen Teil: Dr. Simon; für den Anzeigenteil: O. Freibohm, sämtlich in Halle.

Alle Zuschriften in Bezugs- und Anzeigenangelegenheiten sind nur an die „Geschäftsstelle der Hallenschen Zeitung" zu richten, dagegen die Schriftleitung betreffende Zuschriften nur an die „Schriftleitung der Hallenschen Zeitung".

Bei unverlangt eingesandten Manuskripten übernimmt die Schriftleitung keinerlei Gewähr für Aufbewahrung oder Rücksendung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191708192-19/fragment/page=0004

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 66 — Halle (Saale), Sonntag, den 19. August — 1917

(Nachdruck verboten.)

Das Ferienkind

Von Gustav Schröer

Der Zug ratterte durch das Land, und neugierige, junge Augen schauten auf weite, grüne Aehrenfelder und bunte Wiesen, auf Dörfer, die im Arbeitsfrieden lagen und Städte, über deren Dächern der Rauch feine Schleier wob.

Dann kam ein Bergland, durch das sich ein Fluß in wunderlichem Zickzack wand. An den Lehnen standen die Mühlen, der Fluß gab Berge und Bäume im Spiegel wieder, und die Augen an den Fenstern weiteten sich. „Wir sind da!"

Ein Häuflein kletterte heraus, und ein anderes fuhr weiter. In den Wagen aber waren zwei gesteigen, denen das Schicksal eine harte Linie unter die Augen gezeichnet hatte. Die saßen eine Weile still und hörten dem zu, was die Stadtkinder, die auf das Land kamen, aus dem Herzen über die Lippen rinnen ließen. Von Vergangenem redeten sie und von Kommendem, und es lag ein frohes Erwarten darüber wie Sonne über dem Morgentau auf Frühlingsäckern. So strahlend und leuchtend.

Eine aber, ein Mädchen, das die anderen Helene nannten, kauerte im Winkelchen, hatte ein Lächeln um die Lippen und war still. Das Lächeln war so, daß man fragen mußte: „Kind, warum weinst du denn?" So eines war es, das weher tut als Tränen. Und die zwei, die sich zu den andern gesellt hatten, sahen sich an und nickten sich zu. Weil die Frau dies und das aus dem stillen Mädchen zu erfragen suchte, legte ihr der Mann die Hand auf den Arm: „Es tut nicht not, die Augen reden laut genug, und das Lächeln weint. Wir wollen es versuchen."

Als das Häuflein dann nach kurzer Fahrt ausstieg, da legte die Frau dem Mädchen den Arm um die Schulter und sagte: „Komm mit uns, Kind". Dann zum Begleiter: „Wir möchten die Kleine mitnehmen". Gab sich alles ganz leicht, nur, es hatte keines gewußt, daß da zwei mitgefahren waren, die sich, als der Ruf durch das Land ging: „Nehmt Kinder aus den Städten auf! — dazu bereit erklärt hatten, das Kind aber unter einer Schar mit klugem Blicke selber auswählen wollten.

So stiegen sie den Berghang hinan, und als sie auf die Höhe kamen, da wußten sie, warum das Kind im Lachen weinte. Wenn der Vater irgendwo vom Kriege genommen wurde, acht Waislein daheim läßt und, so lange ihm Gott das Leben ließ, nur durch harten Fleiß der Not den Weg über die Schwelle wehren konnte, so ist das ein hartes Schicksal.

Und die zwei Leute, zwischen denen das Stadtkind ging, sagten es sich über das blonde Haupt hinweg mit den Augen: „Wir haben es gut getroffen."

In der Schlafkammer daheim standen drei Betten. Zwei große und eines für ein Kind. Das war ein Gitterbett, weiß lackiert und rosa ausgeschlagen, und das Stadtmädchen stand davor, faltete die Hände und fragte ganz leise wie im Traume: „Darin soll ich schlafen?"

Als sie sich umwandte, erschrak sie. Die Pflegeeltern hatten Tränen in den Augen.

Der Mann nickte: „Darin schläfst du."

War noch nicht gar lange her, da hatte ein anderes darin geschlafen, das die zwei in den dunklen Gewändern Vater und Mutter genannt. Es war aber ein Tag gekommen, an dem harte Erdschollen auf einen weißen Sarg fielen und sich ein Hügel wölbte, der alles umschloß, was guten Leuten Zukunft und Gegenwart gewesen war. Das Leben war leer geworden, und der Himmel schien ihnen dunkel.

Als die Nacht kam und die tiefen Atemzüge eines Kindes wieder durch das Zimmer wehten, da langte eine Frauenhand zur Seite, drückte die des Mannes und sagte leise: „Ach Gott".

Am anderen Tage huschte ein ganz dünnes Sonnenstrählchen verstohlen durch das Haus, ob auch draußen Regenwetter war, und nach drei Tagen sagten die Leute untereinander: „Jetzt sieht man, daß die Helene wirklich lacht." Das Weinen im Lachen aber kam wieder. So dann und wann, wenn die Rede davon ging, daß Kriegswaislein in Waisenhäusern untergebracht würden.

Vier Wochen wollten sie im Dorfe die Stadtkinder behalten. So war es ausgemacht, und als die Zeit da war, da schnürten die Kinder ihr Bündelchen, wanderten zwischen Bergen hin zur Bahn und kehrten heim in die Stadt. Sie räumten neuen den Platz.

Der Mann aber, den Helene Onkel nannte, sagte zu seinem Weibe: „Warum sollen wir wechseln? Sie hat sich gut eingerichtet, und man weiß nicht, wie man wieder ankommt."

Und als zum zweiten Male eine Schar vor der Heimkehr stand, stellte die Frau fest: „Helene hat erst acht Pfund zugenommen. Das wollen wir uns nicht nachsagen lassen, daß wir es nicht auf zehn brächten."

Aus dem einen Sonnenstrahle, der auf scheuen Füßen durch das Haus gegangen war, war ihrer ein ganzes Heer geworden, und sie drückten sich nicht mehr in den Ecken herum, sondern ritten lustig in breiter Bahn einher.

Und wieder war eine Nacht, da redeten die zwei Leute untereinander.

„Sonderbar müßte das sein, wenn sie eines Tages: Vater! sagte!" So der Mann.

Die Frau aber wehrte sich. „Das können wir nicht tun! Ein Fremdes! Es ist zu schwer. So war das nicht gemeint. Nein, das kann man nicht."

Gingen wieder etliche Tage über die Berge, da waren die Frau und das Mädchen allein im Hause. Das Mädchen aber hatte ein schweres Herz, wollte etwas Großes, Liebes tun, doch die Zunge wollte dem Herzen nicht gehorchen.

Als sie aber hernach mit der Frau auf dem Hausflur stand, wo es dunkel war, da langte sie mit dem Arme empor, legte ihn der Frau, die sich niederneigte, weil sie vermeinte, die Kleine habe ihr etwas zu sagen, um den Hals und sprach hastig: „Ich habe dich lieb, Mutter."

Da mußte die Frau für eine kurze Weile allein in die Kammer gehen.

Sie trug es still für sich, wollte es nicht wachsen lassen, weil es ihr Untreue schien gegen das eigene.

Der Mann aber sah seines Weibes Ringen, wußte, wo es hinaus gehen würde und trat wartend beiseite. Nur dann und wann ging ihm ein feines Lächeln über das Gesicht, wenn das Mädchen leise: Mutter! sagte und ihm die Frau über den Scheitel strich.

Der Tag der Abreise war zum dritten Male da. Sie standen Hand in Hand, die vor der Guttat bangten. Da nahm der Mann sein Weib in die Arme: „Wir wollen uns nicht mehr dagegen wehren. — Ihre Mutter will sie uns lassen."

Und zu dem Mädchen: „Kind, sag einmal: Vater."

„Vater."

„Ist gut —. Mutter, das hast du von selber gefunden. Sieh, Frau, du bist mir ein Ende voraus. Ist recht so. — Wir wollen es dabei lassen, Kind. Ich meine, du bist gern hier?"

„Ja".

„Und willst bleiben?"

„Ach Gott!"

Und durch das Haus flog ein ganzes übermütiges Heer von Sonnenstrahlen . . . .

An die Helden in Flandern

Ein Gruß aus der Heimat.

Sie haben euch mit Granaten bespickt
Und wollten euch überrennen,
Ihr aber habt wieder sie heimgeschickt,
Nun mögen sie greinen und flennen.

Sie wollten von Flandern wohl bis zum Rhein
Und sind vom Fleck nicht gekommen,
Wieder standet ihr fest wie Erz und Stein,
Wir haben's mit Jubel vernommen.

Den Sieg habt ihr ihnen strittig gemacht,
Nicht konnten das Ziel sie erreichen.
In den Trichterfeldern nach grausiger Schlacht
Der Feinde Gebeine nun bleichen.

Voller Stolz auf euch die Heimat euch dankt,
Von Flandern den tapf'ren Helden.
Ein goldnes Blatt soll, vom Lorbeer umrankt,
Euern Sieg in Flandern vermelden.

In der „Lille Kriegszeitung". Otto Seiler.

Ein Abend bei Hindenburg

Erinnerungen des Feldmarschalls an Liegnitz

Von der flandrischen Küste kommend, reisen wir weiter nach dem Orte, wo das Triebwerk, wo die Seele unserer großen Heeresmaschine arbeitet, um dort den Helden begrüßen zu dürfen, den heute schon der Strahlenkranz höchsten Kriegsruhmes und die Krone unzerstörbarer Volkstümlichkeit schmückt. — Hindenburg! In einem großen Gebäude arbeitet der Generalfeldmarschall mit Exzellenz Ludendorff und den anderen Getreuen seines Stabes. Hier ertönen Tag und Nacht aus den Schalttrichtern der unzähligen Fernsprechleitungen von allen Kriegsschauplätzen und Fronten die Meldungen, aus denen sich der oberste Leiter unserer Heere das Bild der Lage täglich neu gestaltet und nach denen er seine Pläne entwirft. Unweit von diesem Orte schwerster Gedankenarbeit, großer und nachhaltiger Entscheidungen liegt des Generalfeldmarschalls Wohnhütte, ein geräumiges, villenähnliches Wohnhaus, das von der Straße und den Nachbarhäusern durch einen mäßig großen Garten getrennt ist.

Mit zwei Freunden bin ich für 8 Uhr abends beim Generalfeldmarschall zum Essen geladen. Pünktlich 10 Minuten vor 8 rollen zwei Stabskraftwagen vor den Fremdenhof, in dem wir zwei Zivilisten „beim Militär einquartiert" sind — umgekehrte Welt. Der umsichtige und liebenswürdige Chef der Nachrichtenabteilung und ein Hauptmann, ein Liegnitzer Bekannter von Königs-Grenadier-Regiment, holen uns ab. In wenigen Minuten stehen wir in einem behaglichen, hellerleuchteten Wohnraume im Heime des Feldmarschalls und machen die Bekanntschaft der Herren seines Stabes.

Eine Tür öffnet sich, der Feldmarschall tritt gemessenen Schrittes ein. Die hohe reckenhafte Gestalt, der auf breiten Schultern ruhende mächtige Kopf mit dem vollen kurzgeschnittenen Haupthaar und dem starken Schnurrbart, der feste und dabei gütige, zielsichere Blick wirken jugendlicher als der Eindruck, der wir aus Bildern von seiner Persönlichkeit gewinnen. Nehmlich muß Bismarcks machtvolle Gestalt auf die gewirkt haben, die ihm näherzutreten das Glück hatten. Außer dem Pour le mérite ziert den Heerführer das Großkreuz des Eisernen Kreuzes. Er begrüßt zuerst einen sich bei ihm meldenden neuernannten Korpskommandeur und wendet sich dann zu den drei Gästen im bürgerlichen Gewande. Als ich ihm vorgestellt werde, erkundigt er sich in seiner ruhigen, wiendlich gewinnenden Art sofort nach Liegnitz, das ihm von seiner Wahlstätter Kadettenzeit bekannt ist, und spricht den Wunsch aus, von mir später einiges über die alte Stadt zu hören. Kurz nach dem Feldmarschall betritt Generalleutnant Ludendorff das Zimmer, und nun gehen wir zu Tisch, wobei mir die Ehre zuteil wird, neben Exzellenz Ludendorff zu sitzen. Mit den Gästen sind es etwas über 20 Personen. Der Feldmarschall hebt sein Glas und begrüßt die Gäste; dann beginnt das Mahl, das nicht viel über eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, und bei dem sofort lebhaftes und anregendes Gespräch Platz greift. Mir und meinem gegenübersitzenden süddeutschen Freunde ist es ein ganz besonderer Vorzug, uns während der Tafel mit Exzellenz Ludendorff über verschiedene schwebende Fragen unterhalten zu dürfen.

Der Feldmarschall erhebt sich, und wir folgen ihm auf eine nach dem Garten gelegene glasumfriedete Terrasse, wo ich an der Seite unseres Gastgebers Platz nehmen darf. Im Gespräch mit ihm kommt einem der machtvolle Eindruck seiner überragenden Persönlichkeit zu vollem Bewußtsein. Der Feldmarschall ist, zwanglos plaudernd, das Bild abgeklärter Ruhe und unerschütterlicher Festigkeit, die jeden, den er in seinen Kreis zieht, gleichfalls mit Ruhe und Festigkeit erfüllt. Eine Welle des Vertrauens auf den trefflichen Stand unserer Dinge und den endgültigen guten Ausgang unseres Kampfes strahlt von ihm aus. Dieser Mann hat eine starke Seele, und unverrückbar ist die Empfindung, daß alles, was seinem kraftvollen Willen anvertraut ist, in guter Hut gebettet sein muß.

Zuerst will der Feldmarschall von Liegnitz hören, an das er sich aus seiner Wahlstätter Kadettenzeit Anfang der 60er Jahre gern erinnert.

„Besteht denn der alte Rautenkranz in Liegnitz noch?" fragt er mich. Mit Freude erinnert er sich der in Wahlstatt verbrachten Zeit, die in viel höherem Maße als heute den Stempel altpreußischer Einfachheit und Sparsamkeit trug, aber ganze Männer erzog. Er erzählte, wie er zu seinen Eltern — sein Vater stand damals als Offizier in Glogau — in Ferien reiste. Mit einem Gefährt, das die Kadetten scherzhafterweise „Kälberwagen" nannten, wurden sie von Wahlstatt nach Liegnitz befördert. Damals war die Bahn von Liegnitz über Raudten nach Glogau noch nicht gebaut, und so mußte die Reise mit der Post vor sich gehen. In der Nähe des alten Bahnhofs, unweit des Glogauer Tores, rechter Hand von der Stadt aus, bestand damals das Posteinkehrhaus, wo die Kadetten, die von Liegnitz aus ihre Heimat nicht mit der Bahn erreichen konnten, den Abgang der Post nach Norden abzuwarten hatten.

Abends ging die Post von Liegnitz ab — das alte Postgebäude stand bekanntlich ungefähr da, wo jetzt der Hof der Oberpostdirektion ist — und die Reise führte die ganze Nacht hindurch über Lüben und Wolkwitz nach Glogau, wo frühmorgens die Ankunft erfolgte. Manches Mal, solange sein Wahlstätter Aufenthalt dauerte, ist der heutige Feldmarschall im „Kälberwagen" durch das alte Liegnitz nach dem Glogauer Tor gefahren, hat im Posteinkehrhause gerastet und ist dann in der alten gelben preußischen Postkutsche nach Norden gereist.

Das große Kaisermanöver im Herbst 1890, aus dessen Anlaß die alte Piastenstadt den jungen Kaiser Wilhelm II. zum ersten Mal in ihren Mauern sah, führte auch den damaligen Major im Generalstabe von Hindenburg wieder einmal nach Liegnitz. Er erinnerte sich noch gern der damals im Hause des verstorbenen Stadtrats Pohley auf dem Ring, wo er einquartiert war, verbrachten Tage. (Das „Liegnitzer Tageblatt" Nr. 215 vom 14. September 1890 meldet in dem Verzeichnis der zum Kaisermanöver anwesenden Offiziere: Major von Beneckendorff und Hindenburg, Abteilungschef, Kaufmann Pohley, Ring 4.)

Das Gespräch wandte sich von diesen Erinnerungen der Politik und Kriegslage zu. Ich konnte es mir nicht versagen, den Feldmarschall daran zu erinnern, daß man ihn bei uns in Schlesien als den „zweiten Vater Blücher" bezeichnet, als den Mann, der Schlesien gerettet hat, als im November 1914, nach dem Rückzug unserer Truppen aus Polen, die Ostgrenze Schlesiens einem russischen Vorstoß offen lag. Der Sieg des Feldmarschalls bei Lipno und Kutno am 15. November 1914 und die daraus hervorgehende Flankenbedrohung des russischen Heeres rettete auch unsere Provinz vor der Russengefahr.

„Ja," sagte der Feldmarschall, „wir haben den Osten zweimal gerettet: Einmal durch die Schlacht bei Tannenberg und dann durch unser Vorgehen in den Tagen, von denen Sie sprechen." Von der damals abgewendeten Russengefahr kamen wir auf die jetzigen Wirren in Rußland und deren Wirkung zu sprechen.

Am Tage vor unserem Besuch, am 15. Mai, hatte der Reichskanzler seine Rede im Reichstag gehalten und darin unter starkem Beifall erklärt, daß er sich bezüglich unserer Kriegsziele „in voller Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung" befinde. Ich wies darauf hin, daß gerade diese Aeußerung des Kanzlers freudige Zustimmung im deutschen Volke finden werde, wie ja auch der laute Beifall im Reichstage beweise.

„Auch ich habe mich über diesen Beifall sehr gefreut," sagte der Feldmarschall.

Wir wußten, daß die allmählich hereingebrochene späte Abendstunde für die nimmer rastende Arbeit der Obersten Heeresleitung noch nicht den Abschluß des Tagewerkes bedeute, und so baten wir den Feldmarschall, kurz nachdem Exzellenz Ludendorff aufgebrochen war, uns verabschieden zu dürfen. Nach freundlichen Worten des Abschieds und einem kräftigen Händedruck verließen wir kein geistliches Haus, ganz erfüllt von der monumentalen Wirkung seiner Persönlichkeit und von dem unverlöschbaren Eindruck eines geschichtlichen Erlebnisses. Der Rückweg, den wir wegen der vollkommenen Finsternis der Straßen nur mit ortskundiger militärischer Leitung unternehmen konnten, führte uns noch einmal nach einem Umwege an dem großen Hause vorbei, das die Oberste Heeresleitung zum Sitz ihrer Tätigkeit erkoren hat. In völlige Dunkelheit versunken war die Umwelt, nur in diesem Gebäude war jedes Fenster erleuchtet. Die Lichter, die in die tiefschwarze, schweigende Frühlingsnacht hinausstrahlten, wirkten wie ein Symbol:

Die deutsche Heimat ruht in Frieden, aber die Oberste Heeresleitung wacht! Dr. H. Krumbhaar.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191708192-19/fragment/page=0005

26 Stunden im Tank

(Aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers.)

Die beklemmende Atmosphäre, die der Aufenthalt in den engischen Panzerungehemern mit sich bringt, den sogenannten „Tanks", hat freilich bisher mehr durch ihre Unförmigkeit und Wucht, als durch besondere Leistungsfähigkeit zu imponieren wusten, die Gefühle und Erfahrungen, die die Insassen eines solchen Panzerautos während einer ununterbrochen 26 Stunden hindurch andauernden Kampfhandlung durchmachten, schildert ein junger französischer Offizier nach Tagebuchaufzeichnungen in einem Pariser Blatt mit folgenden Worten:

„Etwas ähnlich Grausiges habe ich niemals erlebt. Bei unserer Offensive vom 16. April waren wir acht Mann hoch 26 Stunden hintereinander in unserem Tank eingesperrt, ohne ihn auch nur einen Augenblick verlassen oder uns durch ein Guckloch von dem Ereignis unseres Vorstoßes überzeugen zu können. Am Anfang einer Fahrt im Tank expreßt einen das Gefühl vollkommener Verlassenheit. Gewungen, inmitten der fürchterlichsten Kanonade in der erstickenden, raucherfüllten Luft zu atmen, befindet man sich sozusagen auf einer öden Insel, zu der der Schlachtenlärm kaum zu dringen vermag. Man sieht wenig und hört noch weniger von dem, was sich da draußen abspielt. Unser Motor verbreitet einen Höllenlärm, unsere Maschinengewehre mit ihrem monotonen „Tak-tak-tak" und der Donner der Tankkanonen sind ohrenbetäubend. Demgegenüber scheint uns der von außen hereindringende Lärm weit, weit entfernt zu sein; wir vergleichen sogar kaum als Explosionen, die ganz in unserer Nähe stattfinden. Granatenfallen erschüttern die metallbarten Wände unserer engen Behausung mit schmetternder Wucht. Zwar brauchen wir die deutschen Geschosse nicht allzu sehr zu fürchten — wie aber, wenn eines von ihnen durch eine Fuge dringen sollte?

Langsam und vorsichtig steuern wir uns vorwärts. Unser Tankführer muß gewisse Straßen vermeiden, auf denen von Vorwärtskommen keine Rede sein kann. Dann und wann muß einer von uns aussteigen, um die Maschine zu untersuchen. Die Tankmannschaft ist in lederne Uniformen oder aus einem Stück gefertigte Leinenmäntel gekleidet. Nach einigen Stunden wird die Temperatur indessen so unerträglich, daß jedes Kleidungsstück als beschwerlich empfunden und abgelegt wird. Alle Tanksoldaten sitzen oder stehen auf ihrem Posten: die Maschinengewehrmannschaft, die Ingenieure, die Artilleristen. Führer ist meist ein Offizier. Ich weiß davon zu erzählen, daß es kein Kinderspiel ist, diese Tankräder 13 bis 14 Stunden hindurch in ständiger Bewegung zu halten, wie ich es oft habe tun müssen. Beim Fahren schüttelt der Wagen die Insassen tüchtig, doch das merkt man kaum. Höchstens hat man das Gefühl, daß man in dem Augenblick, in dem der Tank sich in Bewegung setzt, in die Luft gehoben werde. Mitunter befällt uns eine innere Unruhe. Wo sind wir? Folgt unsere Infanterie nach? Wird vielleicht nicht im nächsten Augenblick eine Granate unter der Maschine krepieren und uns alle miteinander zerreißen? Von Ungewißheit geplagt, hat man nur den einen Wunsch, hinausgehen, um zu erfahren, was da vorgeht! Der verdammte Motor ruft bei uns allen die heftigsten Kopfschmerzen hervor. In rasendem Anprall verdoppelt der Feind seinen Angriffseifer. Ein undurchdringlicher Nebel hüllt alles ein. Wenn wir nur nicht etwa in eine Felsgrube hineinfahren! Aus einem Abstand von nur wenigen Metern kugelt es Feuer und Wie auf uns herniederaus den den führen, tief kreisenden feindlichen Flugzeugen. Immer dichter und undurchsichtiger wird der Nebel. Ist die Nacht schon hereingebrochen? Etwas beginnt auf das Dach des Fahrzeuges zu tropfen. Es ist der Regen, der sich allmählich einen Weg durch die Fugen des Daches bahnt und unsere glühheiße Haut kühlt. In der Ruhe der Nacht finden wir endlich Frieden und Schlaf."

Entartet das Menschengeschlecht?

Es gehört zu den stehenden Redensarten älterer Leute, daß die Menschen immer weniger widerstandsfähig würden. Die Jugend von heute — so meinen die Alten — kann bei weitem nicht das aushalten, was der Mensch vor ein oder zwei Generationen zu leisten und zu ertragen vermochte. Was ist an dieser Behauptung berechtigt, und was ist an ihr unberechtigt? Sollten die Menschen von heute geistig und körperlich minderwertiger sein, als ihre Vorfahren vor tausend Jahren? Werden diejenigen, die tausend Jahre nach uns kommen, ihrerseits wiederum geringer und minderwertiger sein, als das heutige Geschlecht? Auf diese in der Tat sehr bedeutsamen Fragen erteilt Dr. C. Kreyberg-Kopenhagen in längeren Auseinandersetzungen eine sehr geistvolle Antwort. Die Beantwortung der Fragen, so sagt Dr. Kreyberg, hängt im Wesentlichen davon ab, wie eng oder wie weit man den Kreis der Betrachtung zieht; ob man an die einzelne Familie oder an bestimmte Geschlechter, an eine Nation oder eine Rasse denkt, oder ob man die Frage von ganz großen allgemeinen Gesichtspunkten aus betrachtet. Dementsprechend wird auch die Antwort verschiedenartig ausfallen.

Zunächst ist festzustellen, daß der Urstoff, aus dem der Mensch besteht, heute wohl im Wesentlichen der gleiche wie gestern ist, und daß er auch morgen nicht anders sein wird. Sofern es also überhaupt eine Entwicklung der menschlichen Urmaterie gibt, so fehlen der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag jedenfalls die Mittel, um eine solche Entwicklung nachzuweisen. Sie würde nämlich, für den Fall, daß es tatsächlich eine solche gäbe, eine nach menschlichen Begriffen nahezu ewige Zeit beanspruchen, um überhaupt klar erkennbar zu werden. Es muß im Gegenteil als Tatsache festgehalten werden, daß der Mensch, so lange, wie er in seiner historischen Begrenzung bekannt ist, und das sind nur einige tausend Jahre, rein materiell betrachtet heute wohl genau noch derselbe ist wie in grauester historischer Vorzeit. Dennoch müssen zu allen Zeiten die höchstentwickelten und die niedrigsten Rassen und Typen Seite an Seite miteinander gewandert sein. Leben ja auch zugleich mit uns noch Australneger, Buschmänner und Hottentotten. Und umgekehrt: auch unsere so hochentwickelte Kulturepoche wird sich kaum rühmen können, größere Geister hervorgebracht zu haben als frühere Zeiten. Man denke nur an Moses, Aristoteles, Plato, Dante, Leonardo da Vinci, Shakespeare und Newton. Freilich hat die menschliche Materie rings auf der Erde im Laufe der Zeiten ihr Aussehen in nicht geringem Maße geändert. Rassen und Stämme, Geschlechter und Familien wie das einzelne Individuum sind gekommen und gegangen, jeder mit seinem speziellen Gepräge. In dieser Hinsicht war die Menschheit von der Morgenröte der Zeiten an bis zum heutigen Tage einem ununterbrochenen Gesetz der Verwandlung unterworfen, und auf diese Art hat das Aussehen des Menschengeschlechts ununterbrochen gewechselt, jedoch — wohlgemerkt — immer innerhalb des Rahmens der gegebenen Materie. Das Endergebnis aller dieser Auf- und Abstiege des Typus Mensch war schließlich doch immer der Normaltypus. Ausnahmen von der Regel, seien es Riesen oder Zwerge, in physischer oder geistiger Hinsicht — waren von jeher schon im Voraus zum Untergange verurteilt. Geschlechter und Volksstämme tauchten aus dem Dunkel auf, um ihre Blüte zu durchleben und wieder im Schatten zu verschwinden. Und immer war es ein historisches Gesetz, daß einer in Verfall geratenen, verfeinerten aber dekadenten Zeit im rechten Augenblick eine neue Epoche der Menschheit gefolgt ist, dargestellt durch eine Rasse, die infolge ihrer Unvüchtigkeit und der Einfachheit ihrer Lebensgewohnheiten kräftiger war als die, an deren Stelle sie sich siegreich setzte. Man denke an die Babylonier, die Perser, die Aegypter und Römer. Nichts deutet aber darauf hin, daß der rassenphysiologisch jüngere und kräftigere Sieger aus wertvollerem Stoff geformt war, als der verfeinerte Besiegte. Der Unterschied in der Kraftleistung und Widerstandsfähigkeit ist weit eher zufällig nur auf untergeordnete Gründe zurückzuführen, nämlich auf den Umstand, daß der Besiegte durch Reichtum, Wohlleben, Geborgenheit und Ueberfeinerung wurmstichig geworden ist, indem er seine ursprünglich ebenfalls starken und gesunden Kräfte vergeudet hat, während der Barbar sie noch sein eigen nannte. Natürlich auch nur solange, bis sich an ihm das geschichtliche Gesetz der Entwicklung in der gleichen Weise vollzogen hatte.

Es scheint, als ob jede Zeitperiode ihre besonder Stärke und ihre besondere Schwäche hat (wie z. B. unser Zeitalter als Zeitalter der Technik unerreicht ist). Doch letzten Endes ergibt sich auch hierin immer wieder eine Art Ausgleich der menschlichen Unmaterie. Wenn wir z. B. heute im Verhältnis zu früheren Zeiten bessere Lebensbedingungen, größere Entwicklungsfreiheit und die größere Fähigkeit haben, Krankheiten vorzubeugen und sie zu heilen, so stöhnt dennoch die Generation von heute mehr als je unter der Lebensbürde, die von allen diesen Vorteilen der Jetztzeit unzertrennlich ist. Niemals war der gegenseitige Wettbewerb und der Ehrgeiz unter den Menschen größer als heute, die Folge der köstlichen Freiheit, die heute jedermann zuteil wird. Aber auch hier bewährt sich Mutter Natur als ewig ausgleichende Kraft, die die Ueberproduktion „müder Männer" benutzt, um die wilden Schößlinge des Menschengeschlechts, die nicht mehr [illegible] sind, auszumerzen. Mit neuen Jahren werden den Geschlechtern ununterbrochen neue Mengen lebenschaffenden Blutes zugeführt; durch neu hervorgegene, aber lebenspendende Säfte erfahren die minderwertigen Rassen eine ununterbrochene Erneuerung. Das Ergebnis ist der Ausgleich der Materie zum Normaltypus, dem ursprünglichen, dem ewig gegebenen. Stets strebt die Natur nach der Erhaltung des Gleichgewichts. Beflagt man deshalb mißmutig den Stand des heutigen Menschengeschlechts, so hat dies im Grunde genommen seine natürliche Ursache nur darin, daß man die Vergangenheit und die Entwicklungsgeschichte der Menschheit nicht genügend kennt.

Neue Bücher

— **Mich. Albr. Rauft, Gesch. der Familie Rauft.** Leipzig, Verlag H. A. Ludwig Degener. IX, 379 S. (m. Abbild., Faksimiles und Stammtafeln). Geb. 10 Mk. Ein sächsischen Pfarrer gibt in diesem Buche einen schönen Ueberblick über die Geschichte seiner Familie. Er beginnt zunächst mit der Bedeutung und Verbreitung seines Namens, erörtert die Herkunft der Familie und den Ursprung des Familienwappens. Dann werden in langer Reihe von den ältesten ins 16. Jahrhundert zurückreichenden Stammvätern ab deren Nachkommen in prägnanten, fesselnden, kleinen Biographien vor Augen geführt, durch die Stürme des 30jährigen Krieges hindurch, über die Freiheitskriege hinweg bis zur Gegenwart. Dabei sind auch die Familien, aus denen die Ranfte ihre Frauen genommen oder in die ihre Töchter eingeheiratet haben, kurz geschildert. Es handelt sich hier um ein altes, namentlich in den sächsisch-thüringischen Staaten verzweigtes und auch uns Provinzialsachsen daher interessierendes Geschlecht, dessen Angehörige meist Sellermeister oder Pfarrherren gewesen sind. Die bedeutendsten von ihnen sind der umgemein fleißige Großsteinauer Pfarrer Michael Ranft (1700—74), der sich durch zahlreiche theologische, philosophische und historische Schriften in der gelehrten Welt einen noch heute geachteten Namen erworben hat und — in weitem Abstande hinter ihm — sein Sohn und Amtsnachfolger Michael Gebhard (1745—1823), der uns wegen seiner Beziehungen zur zeitgenössischen Dichterwelt besonders interessiert. Aber auch die anderen Familienmitglieder sind jeder nach Gebühr gewürdigt worden und so rundet sich die auf alten Kirchenbüchern, Briefen und anderem dokumentarischen Material beruhende, durch treffliche illustrative Beigaben (Porträts, Briefe- und Buchtitel-Faksimiles usw.) deutlicher bezeichnete Darstellung zu einem prächtigen farbenreichen Gemälde. Der Verfasser hat mit diesem Buche seine genealogische Aufgabe glänzend erwiesen, er hat in mühsamer Einzelforschung aus tausendfachen Bausteinen mit großem Geschick ein Gebäude errichtet, das uns mit Bewunderung erfüllt. Seine Methode verdient uneingeschränkte Anerkennung, seine Sprache ist durchaus fließend und flar, seine Angaben sind zuverlässig, die Ausstattung des Buches ist wunderbolt und ihr gegenüber der Preis mäßig. Freunde historischer und biographischer Studien werden dies einen trefflichen Inhalt mit einem geschmackvollen äußeren Gewande vereinigende Buch nicht unbeachtet aus der Hand legen. Dr. Wolfram Sucher.

— **Gustav Stutzer, Geheimnisse des Traumes.** Verlag Hellmuth Wollermann 1917. VIII, 186 S. 8°. Brosch. 1,50 M. Dies neueste Buch Stutzers ist eine volkstümliche Wiedergabe seiner gründlichen gelehrten Studien über das Traumthema. In einer Reihe vorzüglicher zusammenfassender Aufsätze, die sich im „Quellwasser für das deutsche Haus" erschienen waren, werden hier die wichtigsten Erscheinungen des Traumlebens behandelt, z. B. das Träumen der Kinder (ein für Eltern sehr interessantes Kapitel), dramatische, fernfühlende, prophetische und Gewissensträume, das Fliegen und Fallen im Traume, Träumen die sich wiederholen, die Zukunft im Traume und anderes, ferner aber auch die Träume im Alten und Neuen Testamente und ihre Symbolik, sowie Sprache, Deutung und Traumgebiet der Träume, der Traum bei Dichtern und Denkern usw. Die Ausführungen des Verfassers sind so anregend und wertvoll, daß man dringend wünschen muß, sein Buch möge in Hände vieler gebildeter Laien gelangen. Jeder, der das bedürfnis hat, sich klar zu werden über Entstehung und Entwicklung der Träume, wird Stutzers vortreffliche Schrift mit Interesse und muß lesen und reiche Belehrung daraus schöpfen, ihre Lektüre wird für jeden ernsten Deutschen einen inneren Gewinn bedeuten. Dr. Wolfram Sucher.

— **Kriegsbrot für die Seele,** Aus den Werken des Abraham a Sancta Clara, dargeboten von Prof. Dr. Bertsche. 7.—12. Tausend. Freiburg i. Br. 1915. Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 118 Seiten. Geb. 1 Mk. „Erbauungsbuch" ist das schmude Büchlein gerede nicht, doch mit seiner urwüchsigen Frische, seinem bilderreichen Stil, seiner markigen Sprache, seinem tiefen sittlich-religiösen Ernst von aufbauender, stärkender, gewissenschärfender und erhebender Kraft, wie wir sie eben jetzt doppelt nötig haben, neben auch in kultur- und literargeschichtlicher Beziehung fesselnd und belangreich. In 3 Abschnitten bietet der Herausgeber zuerst das Wertvollste aus des Wiener Paters Kriegsruf von 1683, der Quelle der Schillerschen Kapuzinerpredigt „Wallensteins Lager", dann aus verschiedenen Schriften Kapuziners „Kriegskuchen für Verwundete und Genesende", „Kriegszwieback für schwache Zivilmägen". Sein im Jahr 1915 geschriebenes und von hohem Optimismus in Bezug auf die innerliche Erneuerung unseres Volkes getragenes Wort kann man jetzt nicht ohne Wehmut lesen.

Geh. Konf.-Rat Josephson, z. Zt. im Felde.

Vorrätig bei oder zu beziehen durch

Tausch & Grosse, Buch- und Kunsthandlung

Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 38.

Für unsere Frauen

Unzeitgemäße Frauenarbeit

Neben dem Millionenheer der berufstätigen Frauen, die von früh bis spät in ehrenamtlicher oder bezahlter Arbeit ihre Tage hindringen, gibt es ein nicht minder großes jener Frauen, die begünstigt durch besonders glückliche pekuniäre Verhältnisse auch jetzt noch nur ihrem Haushalt und ihrer Familie zu leben vermögen. Wo eine Schar kleiner, der Obhut und Aufsicht bedürftiger Kinder ihrer Wartung und Pflege bedarf, da ist diese ihre Ausnahmestellung in jetziger Zeit, nur zu begrüßen, bleiben doch dadurch größere schulpflichtige und heranwachsende Kinder vor Gefahren bewahrt, denen die Kinder erwerbs- und berufstätiger Frauen in so vielfältiger Weise ausgesetzt sind.

Aber nicht alle von diesen Nur-Hausfrauen sind Mütter oder vielmehr Mütter kleiner aufsichtsbedürftiger Kinder. Vielen sind diese längst ihrer Obhut entwachsen und den ganzen Tag über durch Berufsarbeit oder Unterrichtskurse dieser entrückt. Und so sind diese Hausfrauen durch viele Stunden des Tages völlige unumschränkte Herrinnen ihrer Zeit, das heißt, sie könnten es sein, wenn nicht viele von ihnen sich willig zum Sklaven ihres Haushaltes machten. Meist geschieht es in völliger Gedankenlosigkeit und gewohnter Fortsetzung der früher geübten Haushaltführung. Wie sie einst vor dem Kriege bohnerten und schrupften, abseiften und reinigten, mit nicht endenwollendem Fleiß, Ordnung und Sauberkeit schufen und hielten, so setzen sie auch jetzt noch die gesamte Haushaltführung fort, soweit sie nicht durch die gesetzliche Beschränkung der Reinigungsmittel daran gehindert werden. Es ist keine Vermutung nur, sondern erwiesene Tatsache, daß auch heute noch in ungezählten größeren Haushaltungen selbst die völlig unbenutzten Räume regelmäßig mit und ohne Hilfe gereinigt werden, wie es früher geschehen mußte, als der Mann und die Söhne noch daheim waren, und die Spuren ihres Aufenthaltes darin hinterließen. Ist nun auch die fast sprichwörtliche Ordnungsliebe der deutschen Hausfrauen zu loben, ihr Fleiß und ihre Sauberkeit hoch anzuerkennen, so muß doch dieses Lob heute insofern eingeschränkt werden, als diese Hausfrauentätigkeit gegenwärtig zu den minder wichtigen zu rechnen ist. Selbst wenn wir davon absehen, daß diese begüterten oder pekuniär gut gestellten Hausfrauen mit diesem Reinlichkeitstrieb unendlich viel Material verbrauchen, das der bedürftigen Allgemeinheit nutzlos entzogen wird, so bleibt doch noch genug, an dieser zwecklosen Sklaverei zu tadeln, der sich diese Hausfrauen tagtäglich immer wieder von neuem unterwerfen.

Wie viele, mühbringende, wertschaffende Arbeit könnten sie jetzt während der Kriegszeit vollbringen und zum Besten der Allgemeinheit leisten, wenn sie ihre Hausfrauentätigkeit einschränkten und die so gewonnene Zeit hierfür verwendeten.

Wie mancher Säugling entbehrt heute noch der pflegenden Hand, wie manches Schulkind der mütterlichen Aufsicht, wie mancher Haushalt der ordnenden Hand, wie mancher Kranke der Pflege, des Trostes, des gütigen Zuspruches und der Abwartung. Hier könnten diese, so gern geschäftigen unermüdlichen, fleißigen Hausfrauen ihre überschüssigen Kräfte, ihre viele freie Zeit einsetzen zum Segen des Volksganzen und so mithelfen am notwendigen und gebotenen Durchhalten bis zum erhofften Endsieg. Der Familienegoismus, die Triebfeder des Handelns dieser Hausfrauen, hat in dieser schweren Zeit, da unsere Männer Alle für Einen und Einer für Alle einstehen, seine Berechtigung völlig verloren. Jetzt gilt es auch die letzten, die abseits der Oeffentlichkeit stehenden Frauen aus ihrer selbstgewollten Passivität zu reißen und in ihnen den Sinn für das Allgemeininteresse zu wecken. Damit soll nicht gesagt sein, daß nun Haushalt und eigene Familie der Vernachlässigung anheimfallen sollen. Zwischen dieser und überpeinlicher Ordnungsliebe gibt es so viele Mittelwege, die, wenn sie begangen werden, eine Entlastung der Hausfrau und Befreiung ihrer Kräfte zur Betätigung sozialer und vaterländischer Arbeit führen können.

Erika Mengel.

Erprobte Ratschläge für die Kriegs-Hauswirtschaft

— Die Mehlknappheit hat sich wohl jeder Hausfrau unangenehm bemerkbar gemacht. Dem ist durch die groben Graupen und Haferflocken ganz gut abzuhelfen. Die jetzt in Ruhestand befindliche Kaffeemühle wird passend gestellt und man mahlt nun selbst sein Mehl. Die groben Graupen werden einmal durchgedreht, und zwar wird die Mühle noch und noch feiner gestellt. Sehr gut kann man auch die Teigwaren statt verwenden, und zwar die Eiergraupen und Sternderlnudeln. Schon manche Hausfrau erklärte mir, mit diesen Waren gar nichts anfangen zu können, da die Fleischbrühe hierzu fehlte. Gemahlen sind sie vortrefflich zu verwenden, sie ergeben ein brauchbares Mehl, mit dem sich Obstsuppen, Gemüse und Tunken sämig machen lassen. Selbst backen kann man damit. Besonders gut wird Flammerie, der mit nur einem Ei bereitet eine schöne gelbe Farbe hat, während ihn das Kriegsbrot so unansehnlich macht. Außerdem ist er von angenehmem Geschmack und der jetzigen Jahreszeit mit Obst ein willkommenes Abendgericht.

— Vanilleplätzchen von selbstgemahlenem Teigwarenmehl. 200 Gr. Mehl, 2 Eßlöffel Zucker, 1 Eßlöffel Margarine oder Fett, 1 Messerspitze Vanillepulver werden mit so viel Milch oder Trockenmilch oder kondensierter Milch angerührt, daß der Teig träge und breit vom Löffel fließt. Zuletzt kommen zwei Teelöffel Backpulver dazu. Mit dem Löffel fließt man auf ein Blech Häufchen, die auseinanderfließen und backen sie sofort im heißen Ofen ½ Stunde.

— Da der Einmachezucker nur beschränkt geliefert wird, so muß man möglichst viel Obst und Saft ohne Zucker einmachen. Die Gläser mit Gummiringen hierzu sind jetzt sehr teuer. Alle Fruchtsäfte lassen sich sehr gut in Bierflaschen einkochen. Die Glashütte Corbetha von Herrn Fiedler liefert Flaschen mit Gummiverschluß, ½-Liter-Flasche Stück zu 32 Pfg., ¼-Liter-Flasche Stück 38 Pfg. Diese Flaschen sind auch für kleinere Früchte, wie Heidelbeeren und Preißelbeeren, zu verbrauchen. Alle Flaschen spielen heute beim Einmachen eine große Rolle, grüne Bohnen, Rhabarber, Stachelbeeren, alles wird in Flaschen gestellt. Um die jetzt sehr teuren Korke zu sparen, empfiehlt es sich, die Oeffnung mit Gelatine zu schließen. Man in jeder Größe passendes Stück wird auf einer Seite mit kaltem Wasser befeuchtet. Die harten Ränder schneidet man vorher ab und legt nun die angefeuchtete Seite auf die Flaschenöffnung. Nach kurzer Zeit erweicht sich die Gelatine, so daß man sie leicht ohne zu ziehen andrücken kann. Bei kleineren Einmachgläsern, sogenannten Krausen, habe ich seit Jahren mit gutem Erfolg den Gelatine-Verschluß ebenfalls verwendet.

— Bei der Kartoffelknappheit sind die Haferflockenklopse eine sättigende Beilage zu Gemüse. ¼ Pfund gehaftes Schweinefleisch wird mit ½ Pfund Haferflocken, die man mit knapp ½ Liter kochendem Wasser gebrüht hat, gemischt. Etwas wenig Semmel wird eingeweicht, ausgedrückt, in etwas Fett und Zwiebel geschmort, Salz, Pfeffer, Muskat dazu getan. Hiermit werden Klopse geformt, in Gries gewendet und in einer heißen Pfanne, die wenig mit Fett eingerieben ist, gebacken. Man kann auch das Fleisch weglassen und statt dessen ein Ei unter den steifen Brei mischen. Gurken- und Tomatensalat schmeckt ebenfalls gut dazu. Auf diese Art bereitet, eignet es sich als Abendgericht.

L. E. C.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Simon.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191708192-19/fragment/page=0006